

die darmstädter studentenzeitung

Herausgegeben von der Studentenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt
Dezember 1968 16. Jahrgang Nr. 97 DM 0,60 1 F2824 F



**VORLESUNG:
HOKUSPOKUS
IM HÖRSAAL**

Zum technischen Zeichnen: Alles in einem Etui – für nur DM 18,50*!



Speziell für den Studenten und Fachschüler gibt es jetzt ein Etui, das alles enthält, was man zum technischen Zeichnen und Beschriften benötigt - zu einem ungewöhnlich günstigen Preis! Für DM 18,50* bekommen Sie den Technos-Tuschefüllhalter, 4 M-Düsen in den Abmessungen 0,25 - 0,35 - 0,5 und 0,7 sowie 2 Tüsche-Patronen. Hinzu kommen ein Blaser und ein Reiniger, die verstopfte Düsen schnell und gründlich von störenden Tüscheresten befreien. Alles im praktischen Etui mit sicherem Schiebe-Verschluss. Sie können das Technos-Zubehör und das Etui auch einzeln beziehen. Die Preise: Technos-Halter DM 9,-; Technos-Düsen DM 1,25 d. St., Blaser mit Verschlusskappe DM 1,05; Düsenreiniger mit auswechselbarem Drähtchen DM 2,10; Pelikan-Tüsche-Patronen (Etui mit 6 Patronen) DM 0,95; Technos-Etui TE 1S, leer DM 1,-.

*(Sämtliche Preise sind unverbindliche Richtpreise).

- Der Technos schreibt immer sofort an – dafür sorgt die „Liquimatic“ (Reinigungsdrähtchen mit Rückholfeder). Sie hält die Düse ständig sauber und „zeichnen“-bereit.
- Der Technos hat das praktische – und preisgünstige! – Düsensystem. Schnell und sauber sind die Zeichen-Elemente ausgewechselt, ohne daß man mit der Tüsche in Berührung kommt.
- Der Technos gewährleistet gleichmäßigen Tüschefluß – der thermic-Regler gibt jeder Düse immer die richtige Menge Tüsche.
- Der Technos hat eine transparente Schraubkappe. Sie schließt luftdicht, die Tüsche kann in der Düse nicht antrocknen. Außerdem ist die Düsen-Beschriftung deutlich zu erkennen.
- Der Technos wird mit Tüsche-Patronen gefüllt: Das spart Zeit, ist einfach und sauber. Tüsche-Glas und Tüsche-Flasche sind überflüssig.

Fragen Sie Ihren Fachhändler nach dem funktionssicheren Tüsche-Füllhalter Technos von Pelikan, oder wenden Sie sich direkt an uns.

Wenn der Vater Schlosser war...

Positionen im Streit um ein Gesamthochschul-Konzept

Inhalt

- 3 Ausgepunktete Wissenschaft
- 6 Die Lehre erforschen
- 6 Thesen zur Hochschuldidaktik
- 8 Studienreform: Utopisch?
- 11 Die Vorlesung muß weg
- 12 Bummelstreik
- 13 Linke Reaktion
- 14 Presse-Serie
- 18 Bella Eva
- 21 Neuer ISK-Keller
- 22 citoyen armé
- 25 Sport
- 26 Vermischtes
- 28 Bücher
- 31 Tratsch
- 32 Letzte Seite

Der Umschlagkarton ARTIPRINT Kunstdruck ist eine Spende der Feldmühle AG, Düsseldorf.

Das Papier des Innenteils wurde von der Firma E. Holtzmann & Cie. AG, Weisenbachfabrik, gespendet.

Bilder: S. 2, 32 bü; S. 5, 27 rl; S. 7 fari; S. 9, 10 K. Gims; S. 11 Wendolin; S. 18 do; S. 21 eb; S. 22, 23 wd
Titel: wd, Rückseite: R. Lorch

die darmstädter
studentenzeitung
Nr. 97

Die Senatskommission Ingenieurschulen, bestehend aus den Herren Beck, Becks, Benisch, Eckstein, Franke, Grüner, Lauterbach, Piloty und Tönsmann tagte am 18. 11. zum letzten Mal.

Am 11. 11. hatte der Senat die Kommission aufgelöst, da ihr die Arbeitsgrundlage durch den Beschluß der Ministerpräsidenten, eine zwölfjährige Fachoberschul-Ausbildung als Voraussetzung für das Studium an der Ingenieurschule zu fordern entzogen worden sei.

Ihrer Nachfolgerin, einer Strukturkommission für langfristige Planung, gaben die nichtstudentischen Mitglieder der Kommission die folgende Zielprojektion mit auf den Weg:

„Die THD wird nunmehr gezwungen sein zu prüfen, wie die durch den großen Andrang an Studienbewerbern geschaffene schwierige Lage durch ein neuartiges Ingenieur-Kurzstudium in ihrem eigenen Bereich gemeistert werden kann.“

Gesamthochschule – die Vereinigung von Ingenieur- und wissenschaftlicher Hochschule – bedeutet für diese Kommission eine „Lösung“ der Überfüllung der Hochschulen. Ein gewünschter Effekt wird nebenher erreicht: Auf lange Sicht wird die wissenschaftliche Hochschule zu einer Elitenausbildungsstätte. Ein Kommissionsmitglied (Prof. Klotter) bemerkte dazu treffend: „Je mehr Studenten an die Hochschule kommen, um so niedriger wird das Niveau.“ Er meinte damit, daß die Bildungsreserven innerhalb der Bevölkerung erschöpft seien. Die Studenten würden sozusagen immer dümmere. Konsequenterweise forderten er und andere Professoren eine Gesamthochschule, deren Hauptaufgabe darin bestehen sollte, Möglichkeiten einer Selektion für Kurzstudiengänge zu schaffen, um endlich wieder die überschaubare, kleine Tech-

nische Hochschule zu haben, wo man als Ordinarius noch leben kann.

Der Konservative ist der Meinung, daß unser Schul- und Hochschulsystem keiner Reform bedarf. Er steht den wachsenden Abiturientenzahlen und den durch nicht genügenden Ausbau überfüllten Hochschulen ziemlich hilflos gegenüber. Er bedauert die nicht mehr unabhängige Forschung und die schlechten Studienleistungen.

Er ist nicht bereit, das System zu reformieren, meint, daß früher sowieso alles besser war, und er versteht unter Gesamthochschule das Nebeneinanderstehen von Fachhochschule und Hochschule, möglicherweise sogar mit einer kurzen gemeinsamen Eingangsstufe. Durch „entsprechende“ Zwischenprüfungen werden die wissenschaftlichen Hochschulen so weit entlastet, daß der frühere Zustand, wo der Patriarch Ordinarius mit „seinen“ Schülern eine verschworene Gemeinschaft bildete, zu der die Nation aufblickte, wieder entstehen kann. Chancengleichheit wird hingenommen. Wie sagte doch ein ehemaliger Rektor der THD (Professor Marguerre): Wenn der Vater Schlosser sei, dann könne es der Sohn auch wieder werden, und außerdem lebte ein Dienstmädchen früher bei seiner Herrschaft bestimmt glücklicher als eine unabhängige Arbeiterin heute.

Der Funktionalist geht von den vorhandenen finanziellen Mitteln für die Bildung aus, die jedes Jahr um 3–5% im Rahmen der mittelfristigen Finanzplanung steigen. Er ist sich bewußt, daß eine Industriegesellschaft, will sie weiter an der Spitze der technischen Entwicklung bleiben, viele gutausgebildete Spezialisten braucht. Er weiß, daß ein Studienplatz an der TH dreimal so teuer wie an der Ingenieurschule ist. Seine Reformvor-

Die „darmstädter studentenzeitung“ erscheint dreimal im Semester.

Herausgeber und Verleger: Studentenschaft der TH Darmstadt (Körperschaft des öffentlichen Rechts), 61 Darmstadt, Hochschulstraße 1, Telefon 16 25 17 und 16 33 09.
Verkaufspreis: DM 0,60, Hochschulangehörige DM 0,30, Abonnement incl. Versand je Halbjahr DM 2,40 (Ausland DM 2,80).

Chefredakteur: Fritz Förster (ff) (verantwortlich); Verlagsleiter: Hans Weidner (wd);
Redaktion: Helmut Dreßler (dr), Knut Feiert (fei), Falk Rieß (fari); ständige Mitarbeiter: Gregor Bühler (bü), Holger Czapalla (cz), Jürgen Dohm (do), Dietrich Ebersbach (eb), Sigrun Gronau, Dietmar Henning (dh), Ulf Kauffmann (kf), Gabriele Lichtenheld (gabi), Wolfgang Straub (ws), Herbert Werkmann (hw).

Chefs vom Dienst: Gregor Bühler, Falk Rieß.

Verantwortlich für Insertionen: Jan Kettmann, Darmstadt, Rheinstr. 67, Tel. 85543.
Konto: Dresdner Bank Darmstadt, 31240. Satz und Druck: Ph. Reinheimer, Darmstadt.
Für unverlangt eingesandte Bücher und Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

schläge, die in manchen Punkten mit denen der Konservativen oder Fortschrittlichen übereinstimmen, sind nur auf effektive Ausbildung und reibungsloses Funktionieren hin ausgerichtet. Er richtet sich nach den „Sachzwängen“ der kapitalistischen Industriegesellschaft und erkennt nicht deren politische Ursachen. Jeder einzelne muß gesellschaftliche „Funktionen“ „sachgerecht“ erfüllen; das heißt: einen möglichst großen augenblicklichen Profit erzeugen. Auch er meint, daß den Schülern mehr Wissen beigebracht werden muß. Er setzt sich dafür ein, daß vor allem Fachspezialisten ausgebildet werden, die in einer arbeitsteiligen Wirtschaft dringend gebraucht



Professor Marguerre

werden. Die vielen Fachspezialisten werden dann von einigen Koordinierungsspezialisten effektiv gemacht. In seinen Ausbildungssystemen gibt es starke Zwischenprüfungen. Das Schulwesen wird frühzeitig differenziert, in der Gesamthochschule werden die Kurzstudiengänge stark ausgebaut. Zum freien wissenschaftlichen Studium kommen nur wenige. Chancengleichheit nimmt er hin, solange das System funktioniert.

Die Vertreter der fortschrittlichen Position fordern die Möglichkeit der Emanzipation für alle. Durch Bereitstellen von Wissen muß der Mensch in die Lage versetzt werden, seine Lage, Tätigkeit und Funktion in der Gesellschaft und in der Technik zu erkennen und selbst zu bestimmen.

Da in einem demokratischen Staat jedem die Chance gegeben werden muß, sich zu emanzipieren, lehnen sie es ab, durch die Struktur von Gesellschaft, Schule und Hochschule nur einer Elite diese Möglichkeit zukommen zu lassen. Sie sind der Meinung, daß ein formales Recht auf Chancengleichheit (Gleichheit

nach dem Gesetz) nicht ausreicht, und fordern den Abbau der sozialen und ökonomischen Vorbestimmtheit der Bildungschancen. Das horizontal gegliederte und in berufliche und allgemeinbildende unterteilte Schul- und Hochschulsystem steht diesen Grundforderungen fundamental entgegen. Sie fordern ein Bildungssystem, das den unterschiedlichen Neigungen, Begabungen und Eignungen der Schüler und Studenten maximal gerecht wird. Fehleinstufungen sollen ohne zu große Umwege reparabel sein. Die Gesamtschule und die Gesamthochschule haben verschiedenartige Ausgangsstufen in den Beruf (Stufenausbildung). Die Bestimmung der Ausgangsstufen wird durch pädagogische und didaktische Vermittlung durch die Lehrer und eine Selbstkontrolle durch den Schüler erreicht. Sie lehnen den numerus clausus ab und verstehen unter didaktischer Vermittlung nicht die Aufbereitung des Stoffes, sondern das Erfahren der Funktion des Erlernten in einem Gesamtzusammenhang und in der Gesellschaft. Da die industrielle Gesellschaft eine zunehmende Mobilität im Beruf fordert und ein mehrmaliges Umschulen – verbunden mit einer stetigen Weiterbildung – normal sein wird, führt nur ein breites Grundlagenwissen, das durch exemplarisches Lernen erworben wird, zur beruflichen Mobilität. Bei der Konstruktion von Gesamthochschulmodellen fordern sie als Vorbedingung eine Neudefinition der Zulassungsvoraussetzungen (Hochschulreife). Durch Veränderung der Bildungsinhalte der vorausgehenden Gesamtschule, also der Hereinnahme von polytechnischen Fächern, soll breiten Bevölkerungsschichten, also auch denen, die keine Beziehung zu den tradierten Bildungsidealen des deutschen Bürgertums haben, ein Aufstieg ermöglicht werden. In der Gesamthochschule soll es eine gemeinsame Eingangsstufe geben, die in mindestens vier Semestern eine Grundlagenausbildung vermittelt, die auf das selbständige wissenschaftliche Arbeiten vorbereitet. Innerhalb einer Berufsgruppe können dann verschiedene Berufsarten studiert werden. Die Studiendauer kann verschieden lang sein.

Der entscheidende politische Anstoß zur Reform des tertiären Ausbildungsbereiches kam von den Ingenieurschulen selbst. Als Gründe für eine Reform werden die folgenden Punkte genannt: Die Studenten der Ingenieur- und Höheren Fachschulen stehen unter einem ver-

schärften Zeitdruck (um die 40 Stunden in der Woche). Kontaktschwierigkeiten, physiologische und neurotische Störungen, außerordentlich hohe Durchfallquoten sind die Folgen. Das reine rezeptive Lernen bietet eine Überlebenschance. Die Kritikfähigkeit dem eigenen Fach gegenüber, das Erkennen von Gesamtzusammenhängen, selbständiges Denken und Entscheiden werden nicht gefördert und entwickelt. Die rasche Überalterung der fachwissenschaftlichen Inhalte – alle zehn Jahre verdoppelt sich das Wissen – gefährdet die berufliche Selbständigkeit der Absolventen. Auf die in den Betrieben vorhandenen autoritären Strukturen wird bewußt oder unbewußt vorbereitet. Das Ausbildungsziel der Ingenieur- und Höheren Fachschulen wird unmittelbar auf eine gesellschaftliche und betriebliche Hierarchie hin geplant. Wichtige Lehrinhalte, wie Grundlagenausbildung und sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Fächer werden vorenthalten. Diese Einbahnstraße zur „mittleren Führungskraft“ eröffnet sich nach dem vierten bis sechsten Schuljahr. Übergangsmöglichkeiten und Durchlässigkeit werden unnötig erschwert, internationale Anerkennung der Abschlüsse nicht erreicht. Für eine Neuordnung werden die folgenden Grundforderungen erhoben:

- Integration der Ingenieurschulen und gleichartigen Bildungseinrichtungen in den Gesamthochschulbereich
 - Neuordnung der Zugangswege zum Hochschulbereich
 - Strukturreform durch Zuerkennung des Rechts auf Selbstverwaltung
 - Studienreform unter dem Aspekt der Einführung in den Hochschulbereich
- Diese Forderungen werden seit Jahren vom SVI erhoben. Wer sich fragt, warum diese Forderungen nicht einmal teilweise verwirklicht werden konnten, dem hilft vielleicht die Bemerkung des ESG-Referats für Ingenieur- und Höhere Fachschulen weiter: „Das Interesse der Wirtschaftsverbände am Bestand der heutigen Ingenieurschulen, hauptsächlich konzentriert auf die Erhaltung der betrieblichen Lehre als praktische Vorbildung, auf die kurze Ausbildungsdauer, die niedrigen Ausbildungskosten und die Möglichkeit der Einflußnahme auf den Studiengang, trifft sich mit dem Interesse der Schulverwaltung, ihre Zuständigkeit und Einflußmöglichkeit zu erhalten.“ Ingenieurschulen, Technische Hochschulen und Industrie – sie sitzen alle in einem großen, großen Boot.

Die ausgepunktete Wissenschaft

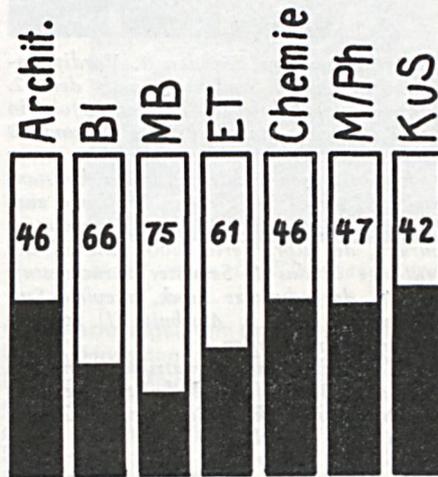
Prüfungsordnungen sollen die heile Ordinarienuniversität retten

Bis 1966 wurden in der Gebührenstelle die Prüfungsergebnisse aller Vordiplomprüfungen — mit Ausnahme der in der Fakultät Chemie, die eine eigene Prüfungsverwaltung hat — ausführlich erfaßt und differenziert ausgewertet. Seit Prof. Huhle (Wirtschaftspolitik) Leiter des Diplomprüfungsamtes ist, werden nur noch Gesamtstatistiken gemacht, obwohl die Prüfungsergebnisse nach wie vor lochkartenmäßig erfaßt werden. Die individuelle Auswertung der Ergebnisse ist heute jedoch den einzelnen Lehrstühlen anheimgestellt.

Zahlen, von denen die zukünftige Existenz sehr vieler Studenten abhängt, werden bewußt geheimgehalten oder nicht ermittelt. Der zeitliche Zusammenhang zwischen erhöhten Zahlen bei den Studienanfängern und der Manipulation der Informationen über den Studienverlauf springt sofort ins Auge. Tatsächlich beweisen die wenigen erhältlichen Informationen, daß die Ordinarien die Einführung des unpopulären numerus clausus — den sie überwiegend wünschen — dadurch verzögern, daß sie zwar viele Studienanfänger zulassen, aber einen erschreckend großen Teil schon in den ersten Studienjahren wieder herausprüfen. Die öffentliche Bankrotterklärung der Ordinarienuniversität — Einführung des numerus clausus — wird durch Herausprüfung und Zwangsexmatrikulation (im akademischen Jargon: Studienplatzentzug) in Raten abgegeben.

Eine oberflächliche Begründung dafür, warum die Ordinarien eine Erhöhung der Studentenzahlen mit allen Mitteln hintertreiben, ist leicht gegeben. Der Sinn des Studiums wird darin gesehen, eine exklusive Elite zu züchten, die das bestehende Gesellschaftssystem perpetuiert. Prof. Jötten (Stromrichtertechnik): „Was wollen die Studenten denn? Wenn sie später im Betrieb sind, müssen sie sich ja doch einfügen. Ich war erstaut über den Grad der Freiheit und Demokratie an der Hochschule; in der Industrie ist das nicht so.“ Und: „Je weniger Ingenieure es gibt, desto höher wird doch ihr Ansehen sein.“ Von diesen

irrationalen Ansichten leitet sich das Argument ab, man müsse die Qualität der Ausbildung erhöhen, nicht die Quantität.



Studienerfolg: Für WS 66/67 und SS 67 ist das Verhältnis der exmatrikulierten Studenten ohne Hauptexamen (schwarzer Block) zu den Abgängen mit Diplom (weißer Block, mit relativem Erfolg in Prozent) aufgetragen. Neuere Zahlen liegen noch nicht vor.

In Wirklichkeit wird dieses Argument allerdings nur vorgeschoben, um die Unfähigkeit der Ordinarien, eine größere Ausbildungskapazität zu planen und zu organisieren, zu verschleiern. Es ist seit langem bekannt, daß die Nachfrage aufgrund der erhöhten Abiturientenzahlen und der für die Industriegesellschaft notwendige Bedarf an Studienplätzen immer größer wird. Dies berücksichtigt zu haben, kann man den Hochschulen kaum vorwerfen; sie haben ja so gut wie nichts getan, um diese Entwicklung mitzuvollziehen. Im Gegenteil, mancher Professor schwärmt verzückt von Zeiten, als es an der THD nur 3000 Studenten gab: Da konnte man noch „arbeiten“. Und so konstruieren sie so unwissenschaftliche Behauptungen wie die Maschinenbau-Ordinarien, die von der „Misere auf dem

Bildungswesen“ und von „Studentenmassen mit qualitativ niedrigem Abitur“ sprechen, ohne die Ableitung dieses Vorwurfs überhaupt zu belegen oder gar zu begründen.

Als beamtete Wissenschaftler können sie sich es offensichtlich leisten, gefühlsmäßiges Unbehagen unreflektiert auszusprechen. Dabei rührt dieses Unbehagen wahrscheinlich mehr davon, daß sie selbst nicht in der Lage sind, eine Hochschule nicht für 3000, sondern für 8000 oder 10 000 Studenten zu organisieren, was zumindest ein Infragestellen der herkömmlichen Ausbildungsmethoden, die sie so lieb gewonnen haben, bedeuten würde.

Ein Teilaspekt der Hochschulorganisation ist die Kontrolle des Studienerfolgs. Bevor jedoch die Zweckmäßigkeit der Kontrolle durch Prüfungen, so wie sie heute praktiziert werden, kritisch untersucht werden kann, muß zuerst klar sein, was ein Studium überhaupt soll. Der Zweck und Sinn des Studiums wird heute im wesentlichen durch einen Katalog von drei Punkten begründet:

- Den Studenten soll ein Präsenzwissen vermittelt werden, das auf eine Auslöseinformation hin ohne nennenswerte zeitliche Verzögerung verfügbar ist.
- Die Studenten sollen ein Bewußtsein erlangen, daß es ihnen erlaubt, durch die Verknüpfung von Information nach speziellen Algorithmen — „wissenschaftliche Arbeitsweise“ — weiterführendes Wissen und neue Erkenntnisse zu ermitteln.
- Die Studenten sollen auf Berufe vorbereitet werden, denen traditionell ein hoher Stand an Entscheidungs- und Verfügungsmacht zugesichert wird.

Daß ein wesentlicher Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Betätigung — wissenschaftliche Erkenntnisse sollen das Zusammenleben der Menschen erleichtern helfen und dem Menschen die Fähigkeit geben, unabhängig und damit frei von (unmenschlichen) „Naturgegebenheiten“ zu werden — ausdrücklich nicht genannt

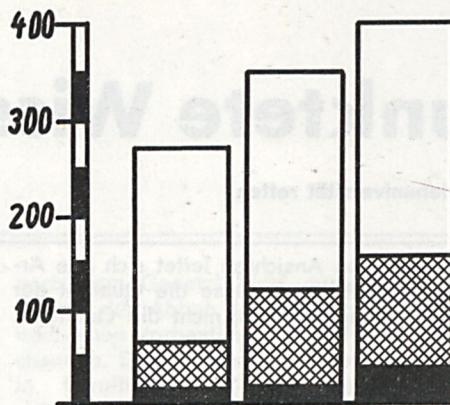
Fall-out mit der ET-Prüfungsordnung

Die Vordiplomprüfungsordnung (und in abgeschwächter Form die Hauptdiplom-Prüfungsordnung) der Fakultät Elektrotechnik ist ein kaum verhülltes numerus-clausus-System mit eingebauter Zwangsexmatrikulation. Auswahl und Zeitpunkt der Prüfungen sind genauestens vorgeschrieben. Besteht der Vordiplomprüfling nach dem

zweiten Semester Elektrotechnik A und Mathematik A nicht, wird er automatisch um zwei Semester zurückgestuft und fängt das Studium von vorne an; ein zweites Versagen in diesen Fächern führt automatisch zur Zwangsexmatrikulation. Nicht ausreichend bewertete Leistungen in den insgesamt 9 Prüfungsfächern — auf 3 Abschnitte verteilt — werden dem Prüfling mit Minuspunkten berechnet, die auch durch eine erfolgreiche Wiederholungsprüfung nicht ge-

tilgt werden können. Wer die Hälfte der erreichbaren Punktzahl aufgebracht bekommen hat, fliegt automatisch, auch wenn er bis dahin alle Prüfungen notfalls durch Wiederholung bestanden hat.

Dieses System ist so absurd, daß selbst Dekan Hosemann meint: „Diese Studienreform hat uns viel geholfen, war aber doch ein Schuß nach hinten.“ Sein Reformvorschlag verschärft deshalb die Situation noch mehr: Bereits die nicht anerkannte Übungsteilnah-



Vorprüfungserfolg: Für den 1. Vordiplomabschnitt der ET-Studenten, nach dem 2. Semester vorgeschrieben, ist der Erfolg in den Prüfungen von Herbst 66, 67 und 68 aufgetragen. Der weiße Block (der trotz stark gestiegenen Studentenzahlen konstant blieb) gibt an, wieviele der Prüflinge zum Weiterstudium im 3. Semester zugelassen wurden, der schraffierte Block, wieviel der Prüflinge in das 1. Semester zurückgestuft wurden, der schwarze Block, wieviele Studenten nach dem 1. Abschnitt (!) zwangsexmatrikuliert wurden. Die Zahl der Zwangsexmatrikulierten wird nach dem 3. Prüfungsabschnitt wegen des Punktsystems stark erhöht; genaue Zahlen waren nicht erhältlich.

werden darf, weil das dem tradierten Postulat von der wertfreien Wissenschaft sofort widerspräche (der Wissenschaft wäre dann die Wertung „Lebenshilfe“ vorgegeben), ist ein Ansatzpunkt für eine rationale Kritik am heutigen Bewußtsein von Wissenschaft. Dieser Gedanke wird hier nicht weiter verfolgt, obwohl er der wichtigste Ausgangspunkt für eine neue, längst überfällige Definition des wissenschaftlichen Studiums ist.

Durch das angebotene Studium wird nur der erste Punkt erfüllt: Ohne Zweifel erwerben die Studenten Wissen, das abzurufen ist. Der zweite Punkt — „wissenschaftliche Arbeitsweise“ — wird lediglich im Ansatz erfüllt. Die Studenten werden auf bestimmte Tricks und Methoden dressiert, deren systematischer Fehler es ist, daß sie auch bei belanglosen oder unvollständigen Eingabeinformationen funktionieren und damit eine neue Erkenntnis vortäuschen, die in Wirklichkeit eben auch belanglos ist.

Der letzte Punkt — „Berufsausbildung“ — wird völlig ungenügend berücksichtigt. Wenn er tatsächlich ernstgenommen würde, müßten die Studenten am meisten über Verwaltungs- und Organisationsstrukturen — und deren Optimierung! — wissen, weil dort ihr Hauptaufgabenbereich im späteren Beruf liegen wird. In Wirklichkeit weiß der Student, der die Hochschule verläßt, allenfalls, wie man einen Brief öffnet oder einen Telefonhörer abnimmt.

Der Mangel an Wissen und wissenschaftlichen Erkenntnissen auf diesem Gebiet wird bereits an der katastrophalen Organisation der Hochschule selbst deutlich — die Hochschule ist nicht einmal fähig, die Ausbildung sinnvoll zu organisieren, geschweige denn zu optimieren: In die Vorlesungen, Übungen und Praktika wird eine so große Zahl von Studenten gepumpt, daß man getrost die Hälfte aufgrund des (dort unmöglich zu erwerbenden) Wissensstandes herausprüfen kann. Statt die großen Lehrveranstaltungen, die ganz selbstverständlich völlig untauglich sein müssen, abzuschaffen, schafft man die Studenten ab — und

wenn sie sich trotz der ungünstigen Aussichten doch einschreiben lassen, dann werden sie halt durch Prüfungsordnungen wieder hinausbefördert.

Ein Effekt des Organisationsmittels „Prüfung“ ist hiermit bereits angedeutet. Es stellt sich sofort die Frage, ob dieser „numerus clausus“-Effekt bewußt oder unbewußt gewünscht wird, was also mit der Abhaltung von Prüfungen bezweckt wird. Eine naive Begründung ist mit der Behauptung gegeben, durch die Prüfung solle einerseits dem Studenten die Möglichkeit gegeben werden, seinen Studienverlauf — also seine Annäherung an die postulierten Studienziele — laufend kontrollieren zu können, andererseits soll der Gesellschaft die Finanzierung der Ausbildung derjenigen erspart werden, die diese Studienziele nicht erreichen können oder sie nicht akzeptieren. Ist dies schon ein merkwürdiges Argument, so wird es vollends absurd dadurch, daß die Hochschule lediglich eines der drei genannten Studienziele — „Wissenserwerb“ — richtig erfüllt, wobei die Fragwürdigkeit der Studienziele selbst nicht einmal berücksichtigt wird.

me — sie wird heute wegen der zwangsweisen „Vorführung“ nicht gefordert — soll in Zukunft als nicht bestandene Prüfung gewertet und bepunktet werden. Um den Übungsbetrieb intensivieren zu können, wurde der Kultusminister deshalb um eine pauschale Erhöhung der Assistentenzahl in der Fakultät ET um den Faktor 1,25 gebeten.

Es ist selbstverständlich, daß solche Mätzchen an dieser Prüfungsordnung überhaupt

nichts ändern. Und sei es nur deswegen, weil von den Prüfungsfächern lediglich drei in den Zuständigkeitsbereich der ET-Fakultät fallen.

Freiheit von Bosse, dem Lehrer

Kein ET-Student entgeht den beiden Grundvorlesungen, die Prof. Bosse (Grundlagen

Wenn aber die Primäraufgabe des Studiums ist, möglichst viel Wissenskazität zu produzieren, dann ist es im höchsten Maße kurzsichtig und unwirtschaftlich, die Kapazität willkürlich dadurch zu begrenzen, daß man die Studentenzahlen durch Eingangssperren und Herausprüfung konstant halten will. Die Motivation der Prüfung ist inkonsequent, wenn die Prüfung automatisch zur Folge hat, daß das Potential an Wissen, auf das die Industriegesellschaft notwendig angewiesen ist, nicht vergrößert wird. Die gegebene Motivation, warum Prüfungen abgehalten werden müssen, ist entweder dumm oder falsch.

Der Verdacht, daß die Begründung schlicht eine Lüge ist, wird durch wissenschaftliche Untersuchungen bestärkt. In vielen Untersuchungen wurde empirisch bewiesen, daß Begabung nicht meßbar ist und daß infolgedessen eine Bewertungsnote keine zuverlässige Prognose über die zukünftige Entwicklung des Beurteilten erlaubt. Die Noten in der Grundschule erlauben keinen Schluß auf die Noten des Gymnasiums, die Abiturnoten keinen Schluß auf die Studiennoten, die Vorexamensnoten keinen Schluß auf die Hauptexamensnoten. Das wichtigste Ergebnis aller dieser Untersuchungen ist die Feststellung, daß eine nicht durch erworbenes Wissen oder Bewußtsein beschreibbare Realität doch eine relativ sichere Prognose erlaubt: Es besteht ein ganz klarer Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und der „Erfolgsaussicht“ des Schülers oder des Studenten.

Die Prüfungen haben eindeutig zur Folge, die Chancengleichheit in der Ausbildung aufzuheben. Wer Honnef bekommt, muß sich öfters prüfen lassen. Wer keine reichen Eltern hat oder Eltern, die finanziell gesichert sind — die fünffach überrepräsentierte Zahl der Beamtenkinder unter den Studenten ist Hinweis genug —, hat nur geringe Chancen, zum Studium zu kommen, und noch geringere, es erfolgreich zu beenden. Die Statistiken beweisen, daß die Prüfungen nur eine zuverlässig erkennbare

der Elektrotechnik) für Vordiplom-Studenten abbält. Ihm stehen dazu nur drei (!) Assistenten zur Verfügung, die für die etwa 800 Studenten einen erfolgsversprechenden Übungsbetrieb einfach nicht organisieren können. Ausgerechnet der Lehrstuhl, der die mit Abstand höchste Zahl von Studenten ausbilden muß, hat noch weniger als die Hälfte der durchschnittlichen Assistentenzahl, die in der Fakultät ET bei 7 Assistenten je Lehrstuhl liegt.

Tendenz verfolgen: die sozialen Strukturen in der Gesellschaft zu festigen, nicht sie abzubauen.

Geht man davon aus, daß die Hochschulen das Wissenspotential produzieren wollen und müssen, das zur Fortentwicklung der Industriegesellschaft benötigt wird, so ist die Disziplinierung durch Prüfungen ebenfalls unsinnig: Dadurch, daß dem Studenten brutal und deutlich gesagt wird, er habe gefälligst den Mund zu halten, wenn ihm mit der Prüfung das Kreuz gebrochen wird, wird er dazu erzogen, sich kritiklos — also alles andere als optimal! — anzupassen. Denn die Entwicklung der Industriegesellschaft braucht nicht den geduckten, mutlosen Angepaßten, sondern den optimistischen, unbequemen, der allein die Entwicklung vorantreiben kann.

Warum die Hochschule so offensichtlich gegen das Gesellschaftssystem, das sie trägt und das sie wiederum akzeptiert, handelt, wenn sie durch das Prüfungssystem den optimal angepaßten Akademiker nicht ausbildet, sondern den zwangsweise angepaßten, ist vielleicht so zu begründen: Der optimal angepaßte Akademiker könnte, ganz sachlich, gerade mit dem zentralen Kriterium der Industriegesellschaft, dem der Effizienz, an die Frage herangehen, ob es im Verhältnis zum Aufwand einfacher und billiger ist, das Gesellschaftssystem zu optimieren, oder ob das Verhältnis zwischen Aufwand und Nutzen nicht günstiger ist, wenn man das System von Grund auf erneuert, revolutioniert. Diese Fragestellung, die unsere Industriegesellschaft allerdings gründlich gefährdete, soll erst gar nicht aufkommen.

Die Vordiplomprüfungsordnung der Fakultät Elektrotechnik ist in extremer Form ein Beispiel für Unterdrückung und Irrationalität. Eine fest eingeplante Zahl von Studienanfängern — die neueste „Kapazitätsberechnung“ der Fakultät legt sie genau fest — wird durch ein sadistisches Punktsystem abgeschossen. Dieses System kann sich nur jemand ausgedacht haben, der komplexe Zusammenhänge mit dem Schema der vier

Prof. Bosse ist dem Anschein nach ein skurril lebenswürdiger Gelehrter, der keiner Fliege etwas zu leide tun könnte. Das Amusement über den vermeintlich harmlosen Outsider ist jedoch verkehrt, denn die Abschlußquoten bei Bosse sind entsprechend hoch.

Die sofort notwendige drastische Vergrößerung seines Mitarbeiterkreises lehnt Prof. Bosse laut ET-Dekan Hosemann mit dem



Studenten an der Klagemauer: Jeder zweite ein Dummkopf

Grundrechnungsarten erfassen kann. ET-Dekan Hosemann, logischer Argumentation weder fähig noch zugänglich, sagt es so: „Mit dem Dreisatz kommt man durch das halbe Leben.“

Seine heile Welt mag durch die simple Dreisatzlogik erfassbar sein. Nicht logisch ist es aber dreisatzmäßig, daß die Fakultät Elektrotechnik erst nach einem einwöchigen „Telefonkrieg“ fähig war, höchst ungenaue und widersprechende Angaben über die bisherigen Auswirkungen des Punktsystems widerwillig machen zu können, wenn gleichzeitig schon exakt festgelegt ist, wieviel Studenten je Jahr von 1969 bis 1975 mit diesem Punktsystem herausgeprüft werden müssen, um eine fiktive „Kapazität“ an Studienplätzen zu sichern.

Wieviel Resignation und Frustration, wieviele verpfuschte Existenzen, wieviel Selbstmordabsichten sie damit produzieren, scheint die Ordinarien nicht zu berühren. Zwischen Lorbeeräulen und Kammermusikanten und vor einem adretten Publikum, da redet es sich ja so einfach von der durch nichts zu ersetzenden Verantwortung der Ordinarien, da wird das eigene verantwortungslose Handeln zynisch mit der hehren Formel „Freiheit von Forschung und Lehre“ auch noch heilig gesprochen.

Die Studenten tun das einzig Richtige, wenn sie Lorbeeräulen und Kammermusik entfernen und ihren „Lehrern“ die

Argument ab, er spare dem Staat viel Geld, wenn er nur wenige Assistenten beschäftige. Prof. Hosemann hält ein Eingreifen der Fakultät mit dem Hinweis auf die „Freiheit von Forschung und Lehre“ für unmöglich — obwohl er selbst überzeugt ist, daß die wegen der ungenügenden Ausbildung von Bosse herausgeprüften vielen Studenten weit höhere (verlorene) Ausgaben verursachen.

Herr Bosse mag der geeignete Mann sein,

Prüfungsordnung um die Ohren schlagen. 200 zurückgestufte ET-Studenten im Jahr, das ergibt, den Jahresverdienst eines Diplomingenieurs mit 20 000 DM angesetzt, einen volkswirtschaftlichen (und individuellen) Verlust von mindestens 4 Mio DM je Jahr — davon könnte man 1000 eingeschlagene Türen zu Fakultäts-sitzungsräumen lässig bezahlen.

Was können die Studenten konkret gegen die inhumanen, durch nichts zu begründenden Prüfungsordnungen tun — außer wie bisher im stillen Kämmerlein Wut und Haß zu speichern? Das Wichtigste ist, sich mit anderen zusammenzutun und handfeste Aktionen zu unternehmen. Das fängt mit der Herstellung der Öffentlichkeit in allen Hochschulgremien an, das kann weitergehen mit der kollektiven Prüfungsverweigerung in den Vorexamensfächern, in denen traditionell die Hälfte der Prüflinge abgeschossen wird, das kann in der Verweigerung der Vorprüfung überhaupt festgesetzt werden. Hauptsache ist, daß die Zahl der Streikenden groß genug ist, daß die Hochschule es sich nicht leisten kann, diese Studenten zu feuern.

Die Entscheidung zur direkten Aktion in der Frage der Prüfungsordnung ist nicht gegen die Industriegesellschaft und für etwas unverständlich Linkes, sie ist die letzte Notwehrmöglichkeit gegen die Ordinarienuiversität, die für die heutige Gesellschaft nichts mehr taugt.

einen Lehrauftrag für Filterberechnung — seinem Spezialgebiet — zu erfüllen. Als Ordinarius ist er völlig untragbar, solange er sich weigert, seinen Lehrverpflichtungen angemessen und sinnvoll nachzukommen.

Die Freiheit von Forschung und Lehre kann nicht für den Einzelnen gelten (auch nicht nach dem Grundgesetz, man lese nach!), der Hunderten von Studenten die wissenschaftliche Ausbildung verweigert.

Thesen zur Hochschuldidaktik

Die Lehre erforschen

Gespräch über Hochschuldidaktik

Im „Kreuznacher Hochschulkonzept“ vom September 1968 sind die Hochschulreformziele der Bundesassistentenkonferenz in 100 Thesen zusammengefaßt. Die folgenden Sätze, die Begriff und Aufgaben der Hochschuldidaktik definieren, sind dem Kapitel „Thesen zur Hochschuldidaktik“ entnommen.

(91) Hochschuldidaktik ist Wissenschaftsdi-
daktik. Das heißt: Die Notwendigkeit, die
Vermittlung von Wissenschaft ihrerseits wis-
senschaftlich zu erforschen und nicht der Ge-
wohnheit, dem Zufall und dem individuellen
Belieben zu überlassen, tritt nicht aufgrund
sekundärer Bedürfnisse, z. B. der Berufsausbildung,
nachträglich zur Wissenschaft hinzu,
sondern sie ergibt sich aus dem Fortschreiten
und der Ausweitung des wissenschaftlichen
Prozesses selbst, der auf Tradition und
Kommunikation angewiesen ist.

(92) Der grundsätzliche Auftrag der Hoch-
schuldidaktik, aufgrund der Erforschung
ihrer Voraussetzungen und Bedingungen
Modelle für eine effektive Lehre zu ent-
werfen, darf daher nicht bedeuten, die
Hochschullehrer im Blick auf unbefragte
übernommene Ziele, auf Ansprüche und Effi-
zienzforderungen der bestehenden Gesell-
schaft zu „rationalisieren“. Sie muß vielmehr
ständig die Ziele, Gegenstände und Verfah-
ren der Lehre selbst auf ihre Relevanz für
die Selbstvermittlung und Fortsetzung einer
kritischen Wissenschaft prüfen.

(93) Hochschuldidaktik darf daher nicht auf
Hochschulmethodik eingeengt werden. Es ist
nicht ihre Aufgabe, nur Rezepte an Dozen-
ten auszugeben, wie herkömmliche Inhalte
im Blick auf herkömmliche Ziele im Rahmen
bestehender Verwaltungs- und Autoritäts-
strukturen ein wenig reibungsloser tradiert
oder die Studenten an die bestehenden Ver-
hältnisse besser angepaßt werden könnten.

(94) Hochschuldidaktik ist nicht ein zeitlich
befristetes Verfahren zur Ausbesserung bzw.
Beseitigung von gegenwärtig erkannten Män-
geln oder zur „Wiederherstellung“ einer
funktionierenden Lehre. Sie muß sich als
eine wissenschaftliche Disziplin konstituieren,
der die ständige empirische Erforschung und
kritische Überprüfung der Lehre obliegt.

(95) Das grundlegende Verfahren der Hoch-
schuldidaktik ist daher der Entwurf und die
ständige Überprüfung der Curricula in
einem bestimmten Fach bzw. Studiengang.
Es muß die folgenden Schritte umfassen:

Die Hochschule sieht heute ihre Funk-
tion darin, möglichst vielen Studenten
in möglichst kurzer Zeit eine Berufsausbildung
zu vermitteln. Sie strebt eine
Steigerung der Effektivität des Studiums
an, um der Industrie Ingenieur- und Spe-
zialistennachwuchs zu liefern. Aber selbst
dazu scheint sie nicht in der Lage zu
sein. So muß z. B. fast die Hälfte der
Elektrotechnikstudenten das Studium be-
reits im ersten Abschnitt nochmals von
vorn beginnen oder ganz aufgeben. Wir
haben uns darüber mit Prof. Eyferth,
dem Inhaber des Lehrstuhls für ange-
wandte Psychologie und derzeitigen De-
kan der Fakultät Kultur- und Staatswis-
senschaften, unterhalten, der sich im
Rahmen seines Faches mit dem Fragen-
komplex, der die Effektivität des Lernens
und den Stil von Prüfungen betrifft, aus-
einandergesetzt hat.

Es kommt darauf an, eine Effektivität
des Unterrichts mit Hilfe einer Än-
derung der Lehrmethoden zu erreichen,
ohne nun aber — da sehe ich die
Schwierigkeit — die sozialen Beziehun-
gen allzu stark einzuschränken. Denn
Effektivität einfach am Unterrichtsziel
— sprich Prüfungsfragenkatalog — aus-
zurichten, halte ich für eine recht ge-
fährliche Tendenz.

Die heutige Form des Unterrichts
wird weitgehend von der Prüfungsord-
nung her bestimmt, bei den Prüfungen
selbst wird erlerntes und gepauktes
Wissen abgefragt.

Wir können den gesamten Unterricht
in dem Moment verändern, in dem
wir unsere Vorstellungen von der Prü-
fung ändern. Zwischen Prüfungs- und
Unterrichtswesen bestehen unmittelbare
Wechselbeziehungen. Ich würde
mich zunächst einmal dafür einsetzen,
die Prüfungen — ganz gleich welche
Kriterien wir akzeptieren — nach ganz
rationalen Gesichtspunkten zu durch-
denken, zu durchforschen und dann
neu zu ordnen.

Es hat sich allerdings bis heute niemand
gefunden, der bereit wäre, eine Unter-
suchung über die Notwendigkeit, Gültig-
keit und Zuverlässigkeit von Prüfungen
durchzuführen und die Ergebnisse in die
Wirklichkeit umzusetzen. Die Forderung
nach objektiven Leistungs- und Kenntnis-
prüfungen (falls es sie überhaupt gibt)
und damit auch nach Steigerung der

Effektivität des Studiums kann ihrerseits
nur durch eine Änderung der heute an
den Universitäten üblichen Lehrmethoden
erreicht werden.

Ich glaube, daß wir bisher noch in re-
lativ eingeeengten Kategorien denken,
wenn wir überhaupt über didaktische
Formen sprechen. Es gibt eine ganze
Reihe von Verfahren, über die noch
kaum Erfahrungen vorliegen, mit denen
erst einmal experimentiert werden
müßte. Bekannt sind im Grunde bei
uns Vorlesungswesen, Praktikumswe-
sen und Übungs- oder Seminarformen
in der Weise, daß im wesentlichen
einer die Beiträge zur Diskussion lie-
fert. Es gibt eine ganze Reihe von
Studien, die die Effektivität und den
Berechtigungsbereich für die Vorlesun-
gen versuchen abzutasten.

Bei diesen Untersuchungen sind Ver-
gleiche geführt worden zwischen der Vor-
lesung und anderen Möglichkeiten des
Unterrichtens, etwa programmiertem Un-
terricht, Kursystem und Gruppenstudium,
das heißt nicht vom Dozenten organi-
siertes Arbeiten. Übereinstimmend hat
sich dabei ergeben, daß der Lernerfolg
der Vorlesung mit der wachsenden Zahl
der Hörer abnimmt. Dabei stellt sich
die Frage, ob man die herkömmliche Art
der Vorlesung nicht ganz abschaffen oder
durch andere Lehrmethoden ersetzen
sollte.

Ich bin nicht sicher, ob am Ende einer
Untersuchung über die optimalen Un-
terrichtsmittel die Vorlesung ver-
schwunden sein wird. Es wäre möglich,
Vorlesungen dadurch zu verbessern,
daß man Arbeitskreise über Vortrags-
wesen an der Hochschule einrichtet. Es
geht allerdings sehr viel an persönlicher
Varianz des Professors mit hin-
ein. Was mir vorschwebt, ist die Kom-
bination der Vorlesung mit Selbstin-
struktionsverfahren, ob das nun pro-
grammierte Texte, programmierter Un-
terricht oder eine gut zusammenge-
stellte Auswahl von Materialien ist.

Der programmierte Unterricht wird aller-
dings heute in Deutschland kaum ange-
wendet. Als die Stiftung Volkswagenwerk
große Geldbeträge dafür bereit-
stellte, hat man an den Universitäten
noch geschlafen, sie sind dann haupt-
sächlich für Volks- und Berufsschuldida-
ktik verwendet worden. Neben den finan-

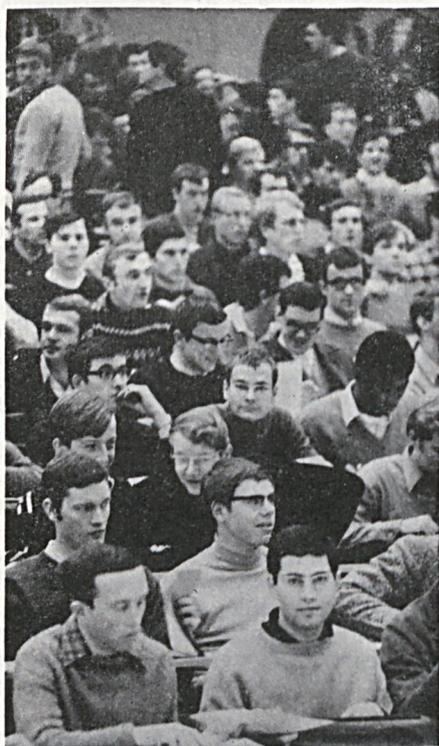
Utopisch, unreflektiert und unbefähigt
 Tüchtigkeit und Machtwort



ziellen Mitteln fehlt es heute besonders an den geeigneten Fachleuten, die bereit und fähig sind, ein Programm auszuarbeiten.

Wenn Sie mich fragen, ob ich morgen damit anfangen würde, würde ich sagen nein, denn ich würde Dilettantismus betreiben.

Andere lehnen diese Aufgabe mit der gleichen Begründung ab, deswegen wird also der programmierte Unterricht an deutschen Universitäten sobald nicht eingeführt werden. Eine andere Methode der Wissensvermittlung wird heute bereits in Amerika und der UdSSR erprobt, die Fernsehuniversität. Vorlesungen wer-



den über ein Netz von Hochschulsendern an mehrere Universitäten übertragen oder aufgezeichnet und an die einzelnen Hochschulen verschickt.

Diese Regelung würde uns weit größere Entlastung bringen als die Programmierung von einzelnen Unterrichtsveranstaltungen und könnte ein bundeseinheitliches Vorlesungswesen in den Grundlagenfächern schaffen. Bis jetzt

sind jedoch noch keine Erfahrungen in ausreichender Menge gemacht worden, die Fernsehdidaktik scheint noch sehr große Probleme vor sich zu sehen. Es gibt Versuche, eine sehr variable Zusammensetzung von lernpsychologisch fundierten Überlegungen, von Vortrag und Thesenentwicklung und von einer reinen Illustration von vorgegebenen Lehrsätzen aufzustellen (University of Chicago).

Unter Didaktik selbst versteht Prof. Eyferth die Technik des Lehrens.

Zur Definition würde ich sagen: Hochschuldidaktik wäre aus dem Gesamtbereich der Unterrichtsverpflichtung der Hochschule das Bemühen um eine rationale Durchdringung dieser Unterrichtsberühmung.

Die Aufgabe der Hochschuldidaktik sollte sich jedoch nicht in der Vermittlung von Unterrichtsmethoden und der Verbesserung beziehungsweise Beseitigung von gegenwärtig erkannten Mängeln erschöpfen. (Zu diesem Ergebnis kam die Bundesassistentenkonferenz in einem Arbeitspapier, dem Kreuzbacher Hochschulkonzept). Es ist heute notwendig, grundlegende Denkprozesse zu erforschen, damit diese in den Lehrveranstaltungen vermittelt und bewußt gemacht werden können.

Der Lehrende sollte sich für eine Diskussion der Grundansätze zur Verfügung stellen. Man muß in den Vorlesungen die Erkenntnisprinzipien der Wissenschaft diskutieren und Informationsfragen nachholen. Man muß auch, wenn es sinnvoll erscheint, die soziale Relevanz eines Faches diskutieren. Ebenfalls wichtig sind erkenntnistheoretische Einordnungen des Faches. Von vornherein sind bestimmte Entwicklungen fehlgeleitet, da die Hochschule ihr Selbstverständnis nicht mehr reflektiert und diskutiert. Es haben sich bestimmte Normen ergeben, etwa die Beziehung zwischen dem Studium der Technik und der Industrie oder zwischen Gesellschaft und Juristerei, die nicht mehr reflektiert werden. Die Technik sollte nicht verstanden werden als Methode zur Produktionssteigerung. Solange sie sich als solche interpretiert, ist sie selbst gefährlich für unsere Entwicklung. Wenn sich die Technik interpretierte als ein Mittel, aus den

a) *Empirische (gesellschaftswissenschaftliche) Ermittlung oder theoretisch begründete Setzung allgemeiner und fachspezifischer Lernziele. Dabei müssen neben den herkömmlich dominierenden Aufzählungen kanonischer Stoff- und Methodenkenntnisse und bestimmter Fertigkeiten auch die Ziele im Bereich der Denkprozesse und der Attitüden ausdrücklich bewußt gemacht werden. Ferner sind die Ziele so zu formulieren, daß der Lernerfolg nachprüfbar wird (Angabe von Verhaltensformen, Operationalisierung). Als Wissenschaft unterliegt der Prozeß der Zielfindung bzw. Zielsetzung und -formulierung dem Prinzip der Öffentlichkeit und Diskussion, der Kontrolle und Revision; Ziele und Verfahren müssen in Wenn-Dann-Sätzen zur Wahl gestellt werden.*

b) *Auswahl und Organisation der zu vermittelnden Inhalte (Grundbegriffe, Aufbau, spezielle Fakten, Methoden, Hilfsmittel etc.). Dabei sind traditionelle „Einheit“ oder „Grenzen“ eines Faches keine selbstverständlichen oder allein maßgeblichen Bezugsgrößen; sie müssen vielmehr mit den fachübergreifenden Zielen (a) und der lernpsychologischen Analyse der Lernsequenzen ausgeglichen werden und Bedürfnisse (needs) bzw. Motivationen der Studierenden berücksichtigen oder ihnen genügend definierte und erläuterte Alternativen zur Wahl stellen.*

c) *Auswahl und Organisation der Lernsituationen und Lernverfahren (Selbststudium, programmierter Unterricht, Gruppenarbeit, Projektmethode, Diskussion, Planspiel, Praktika, Vorlesungen, Beratung etc.), ihre Abfolge, Verbindung in Unterrichtssystemen, Gewichtung untereinander usw.*

d) *Auswahl und Organisation der Lehrstrategien (Anordnung des Stoffes, Umsetzung von Inhalten in Prozesse oder Aufgaben, geeignete Darstellungsmittel etc.).*

e) *Bereitstellung von Verfahren zur Messung des Lehr- und Lernerfolges.*

Es ist zu betonen, daß alle Entscheidungen in Auswahl und Organisation der Inhalte, Lernverfahren und Lehrstrategien im Hinblick auf alle Zielbereiche getroffen werden müssen, Kennziele also nicht ausschließlich oder zu Lasten attitudinaler Ziele angestrebt werden dürfen.

Utopisch, unreflektiert und undurchführbar

Thesen und Modellvorstellungen

uns gegebenen Möglichkeiten ein Maximum an Lebenschancen für unsere Gesellschaft zu entwickeln, dann wäre mir wohler.

Diese Erkenntnisse müssen Konsequenzen für den Lehrbetrieb haben; es ist notwendig, daß sich Professoren und Studenten gemeinsam um ein der heutigen Zeit angepaßtes Wissenschaftsverständnis bemühen.

Im Kreuzbacher Hochschulkonzept (BAK) heißt es dazu: „Der umfassende Begriff der Wissenschaft ist erst dort gewonnen, wo er sich durch die technologische Rationalität hindurch zur kritischen Rationalität erweitert hat und wissenschaftliche Erkenntnis nicht als Produktivkraft im Industriesystem aufgeht, sondern als die Kraft realer Emanzipation in die Gesell-

**Wenn Sie mich fragen,
ob ich morgen damit
anfangen würde,
würde ich sagen: Nein.**

schaft eingeht“. Es ist also auch die Aufgabe der Hochschule, den Studierenden Denkweisen sozialer und soziologischer Art zu vermitteln. Prof. Eyferth sieht jedoch darin bereits

ein Problem der Hochschulreform, das sehr stark mit der Kommunikationsstruktur an der Hochschule verbunden ist. Die Frage, wie Beschlüsse gefaßt werden, die Frage der Gewaltenteilung, der Machtverteilung verlangt eine Lösung. Solche politischen Gesichtspunkte muß man dennoch trennen von den Methoden des Unterrichts. Die Frage der Demokratisierung etwa würde ich viel lieber so verstehen, daß man sich des in der Wissenschaft üblichen elitären Verständnisses entledigt.

Die Forderungen an die Hochschuldidaktik lassen sich heute jedoch nicht mehr von der Aufgabenstellung der Hochschulreform trennen, weil die Aufgabe der Hochschule auch darin bestehen sollte, die Voraussetzungen und Ergebnisse konkreter wissenschaftlicher Arbeit auf ihre gesellschaftliche Bedeutung hin zu untersuchen und der Gesellschaft selbst ein kritisches Bewußtsein für die Bedeutung ihrer Ziele und Ansprüche zu vermitteln.

Keine der derzeitigen akademischen Lehr- und Forschungsveranstaltungen genügt den Ansprüchen, die man an eine demokratische Institution Hochschule stellen muß. Die zur Zeit angebotenen Lehrformen werden selbstherrlich von den Ordinarien und ihren Helfern nach einer elitären Wissenschaftsideologie gehandhabt. Gerade in der täglichen Arbeit werden die feudalstaatlichen Relikte deutlich, die beseitigt werden müssen, wenn die Hochschule in die Lage versetzt werden soll, fachlich und politisch verantwortliche Wissenschaftler hervorzubringen.

Zuerst setzt die Versammlung der Ordinarien, genannt Fakultät, den Studenten einen ihrer Kollegen vor. Die Studenten werden nicht gefragt, ob sie ihn überhaupt wollen. Dann setzt die Versammlung der Ordinarien den Studenten ein Prüfungs-, das heißt Vorlesungsthema vor. Die Studenten werden nicht gefragt, ob sie das Thema für wichtig halten. Dann setzt der Ordinarius den Studenten seine Auffassung dieses Themas vor. Die Studenten werden nicht gefragt, ob sie vielleicht eine andere Auffassung haben. Dann setzt der Ordinarius den Studenten Aufgaben zum Üben vor. Die Studenten werden nicht gefragt, ob sie nicht etwas anderes üben möchten.

Genau das gleiche geschieht in Praktika, Seminaren, bei Klausuren, Prüfungen, bei Studien- und Diplomarbeiten (die Chance der Mitbestimmung besteht nur scheinbar, äußerstenfalls gibt es die Möglichkeit der negativen Auswahl). Doch nicht nur die Bestimmung der Lehrinhalte geschieht diktatorisch und von den Betroffenen unkontrolliert, auch Art und Weise der Wissensvermittlung wird willkürlich vom allmächtigen Ordinarius festgelegt. (Den Grad seiner Liberalität erkennt man daran, wie weit er sich von seinen Assistenten beraten läßt.)

Um das Maß der Selbstverleugnung der Studenten vollzumachen, soll hier auf eine inhaltliche Diskussion von Lehre und Forschung verzichtet werden. Um dem permanenten Ruf von konservativen Kommilitonen, unbedarften Assistenten und hämischen Professoren nach „positiver Kritik“ nachzukommen, soll nicht nur nachgewiesen werden, daß die gegenwärtige Hochschulmethodik zur Bewältigung ihrer Aufgaben völlig ungeeignet ist, sondern auch Reformvorschläge ge-

macht werden, die wie alle anderen studentischen Reformvorschläge „utopisch, unreflektiert und undurchführbar“ sein werden. Diese Vorschläge haben den Zweck, den Vorwurf des ewig Destruktiven in den studentischen Forderungen zu entkräften und die Reformunfähigkeit und Reformunwilligkeit unserer Ordinarien zu zeigen. Denn diese werden die Vorschläge, obwohl sie sich auf reine Organisationsfragen beziehen (also im Sinne einer Hochschulreform eigentlich irrelevant sind), nicht einmal diskutieren.

Thesen

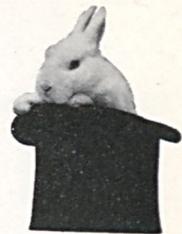
* Die Vorlesung ist als Form der Wissensvermittlung ungeeignet.

In Großvorlesungen sitzen mehrere hundert Studenten; sie hören und sehen wenig von dem, was da vorne geschieht. Die Luft ist schlecht, die Sitze unbequem, der optische und akustische Störpegel ist bei so vielen Menschen erheblich. Für den Dozenten ist die Darbietung sowohl anstrengend wie ärgerlich, da er laut sprechen und groß schreiben muß und doch nicht kontrollieren kann, ob er „ankommt“. Entscheidender allerdings ist in den meisten Fällen der Mangel an pädagogischer Qualifikation bei den Vortragenden; sie werden zwar zum Lehren angestellt, aber nicht dafür ausgebildet. Das trifft auch bei Spezialvorlesungen zu, die nur von wenigen besucht werden. Der Dozent liest sein Manuskript vor, während der Student krampfhaft mit dem Schlaf kämpft.

Absolut ineffektiv wäre es, wollte man die heutige Form der Vorlesung durch technische Hilfsmittel (Mikrofon, Schreibprojektor) und pädagogische Schulung der Hochschullehrer zu retten versuchen. Es gibt inzwischen Besseres.

* Übungen sind in ihrer derzeitigen Form ungeeignet zum Erlernen und Einüben von erworbenem Wissen. Klausuren und klausurähnliche Hörsaalübungen sind sowohl zur Leistungsmessung als auch für Leistungs-selbstkontrolle ungeeignet.

Die Übungsgruppen sind trotz intensivem Bremsereinsatz noch zu groß, es kann sich kein Dialog zwischen Wissenden und Unwissenden entwickeln. Kluge Fragen bleiben den Assen, dumme den Naiven



überlassen; der Durchschnittsstudent wagt nicht zu fragen, weil der Assistent so tut, als habe er alles so gut erklärt, daß es jeder habe verstehen müssen. Häufig werden Übungsstunden zu Zusatzvorlesungen umfunktioniert („Sie müssen das verstehen, bei der Stofffülle...“) und verlieren damit vollends ihren Sinn. Die Hausübungen, die seltener aus Dummheit, meistens aber aus Zeitmangel und Bequemlichkeit abgeschrieben werden, sind sehr oft viel zu aufwendig in der Handarbeit für den geringen Lernerfolg. Klausuren als punktuelle Wissensabfragungen bevorzugen durch ihre Prüfungsatmosphäre robuste Naturen, Glückspilze und Spicker. Eine Leistungsbeurteilung aus einer derartigen Veranstaltung abzuleiten, ist unverantwortlich.

* Praktika sind in ihrer derzeitigen Form ungeeignet, experimentelles Geschick und praktische Erfahrungen im Umgang mit wissenschaftlichem Gerät zu vermitteln.

Davon abgesehen, daß auch die Praktika überfüllt sind und eine konzentrierte Arbeit nicht möglich ist, lernt man im Praktikum fast nichts, was man später im Labor wirklich brauchen könnte. Antiquiertes, funktionsuntüchtiges oder schlicht simples Spielzeug wird dem Studenten vorgesetzt, der stur nach Anleitung vorgeht und die Protokolle vom Vorgänger abschreibt. Exakte Meßergebnisse sind meist unmöglich, werden aber vorgetäuscht. Auch der Ablauf der Praktika (Versuchsdurchführung mit anschließender Befragung durch den Assistenten, wovon dann die Note abhängt) führt höchstens dazu, daß man clever wird im Schummeln, im Gebrauch von Schlagwörtern und in der Erlangung von Informationen über die Fragetechnik der Assistenten.

* Seminare sind in ihrer derzeitigen Form ungeeignet, die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit einem größeren Kreis bekanntzumachen und das fachliche Gespräch zu fördern.

Seminare bestehen heute aus wöchentlichen Monologen, bei denen in glücklichen Fällen innerhalb der ersten zehn Minuten wenigstens die Problemstellung klar wird. Mit Lichtbildern die Zuhörer mühsam am Einschlafen hindernd, zieht der Vortragende sein Programm durch und weiß am Schluß allein, zu welchem

Ergebnis er gekommen ist. Fragen aus dem Auditorium beziehen sich meist auf die Nomenklatur oder Schreibfehler an der Tafel. Zusammenhänge zu anderen Forschungsrichtungen, geschweige denn zu anderen Disziplinen, werden nur selten deutlich.

* Studien- und Diplomarbeiten sind in ihrer derzeitigen Form ungeeignet zum Erlernen von moderner wissenschaftlicher Arbeitsweise.

Die Vorbereitung auf die Erfordernisse des modernen wissenschaftlichen Arbeitsprozesses ist denkbar schlecht. Neue Erkenntnisse sind durch die ständige Zunahme der reinen Sachinformationen nur noch im Team möglich; die Formel von der „selbständigen wissenschaftlichen Arbeit“ ist überholt. Problematisch ist die Themenstellung: Wenn man Pech hat, muß man sich so stark spezialisieren, daß der Kontakt zu allen anderen Gebieten des Faches verlorengeht. Der Leerlauf bei der Diplomandenausbildung ist erheblich; wer im Labor arbeitet, braucht zu lange, bis er technische und organisatorische Gegebenheiten mitbekommen hat (Werkstatt, Material). Als gänzlich fehlend oder unzulänglich erweist sich die Unterrichtung über den Gebrauch von Bibliotheken und die Auffindung von Informationen über vorgegebene Themen.

Noch'n Modell

Die vorliegenden Vorschläge versuchen die aufgezählten Nachteile der jetzigen Regelungen zu verhindern, dafür haben sie andere. Der entscheidende wird sein, daß niemand Lust hat, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Unser Modell gliedert sich in drei Abschnitte: Lernstudium, kombiniertes Forschungs- und Lernstudium (Großpraktikum), Forschungsstudium. Für jeden Abschnitt sind drei Semester eingeplant, aber nur für den, der es unbedingt so schnell machen will.

I. Abschnitt: Lernstudium

In den ersten drei Semestern soll den Studenten einpaukbares Grundwissen vermittelt werden. Damit diese Aufgabe optimal gelöst werden kann, ist es notwendig, die Vorlesungen ganz abzuschaffen. Sie werden ersetzt durch moderne Formen der Wissensvermittlung. Da der Ruf nach programmiertem Unterricht von

den Ordinarien immer mit der Behauptung „geht nicht; kein Geld“ beantwortet wird, muß zunächst auf gut ausgearbeitete Skripte zurückgegriffen werden. Der Stoff wird in kleinen Portionen aufbereitet, dem Studenten in die Hand gegeben, er arbeitet das zuhause in Ruhe durch und kontrolliert seine Lernfortschritte ständig selbst, indem er sich in sogenannten Übungsstunden Verständ-



Zum dran drehen

nistests unterwirft (keine Noten!). Die Übungsstunden, die in kleinen Gruppen stattfinden, dienen weiter dazu, im Skript Ungeklärtes zu klären, zu ergänzen, Aufgaben zu rechnen und auf Anwendungen hinzuweisen. Es wird möglich sein, im Semester bei einer Belastung von 15–20 Wochenstunden fünf dieser Veranstaltungen nebeneinander zu besuchen. Leiter der Übungsgruppen werden Assistenten sein, die jeweils einem Grundlagenfach zugeordnet sind (warum sollte ein Elektrotechnik-Assistent keine Mathematikübungen abhalten können?). Jeder Assistent muß sich verpflichten, zunächst ein Jahr lang für solche Lehraufgaben zur Verfügung zu stehen. Durch eine Effektivierung der Stundenpläne muß es möglich sein, einen Tag

der Woche, etwa den Mittwoch, von Lehrveranstaltungen völlig freizuhalten. An diesem Tag kommen die Selbstverwaltungsgremien der Hochschule zusammen, tagen Institutsräte, Kommissionen, Großer Senat und Studentenparlament.

Studienplanvorschlag für Physik im 1. bis 3. Semester:

- 4 *Mathematik-Pflichtfächer, etwa Analysis, Algebra, Vektoranalysis, Statistik;*
- 2 *Mathematik-Wahlfächer, wählbar aus Differentialgleichungen, Geometrie, Funktionentheorie, Wahrscheinlichkeitsrechnung;*
- 5 *Theoretische-Physik-Pflichtfächer, etwa Wärmelehre, Mechanik, Optik, Kernphysik, Elektrotechnik;*
- 3 *Wahlfächer, wählbar aus Politologie und Soziologie.*

II. Abschnitt: Kombiniertes Lern- und Forschungsstudium (Großpraktikum)

In den folgenden 3 Semestern soll der Student seine erworbenen Kenntnisse



Praktikum: Wiegen lernen

dadurch erweitern, daß er sie auf Geräte und Apparaturen anwendet; er soll Meßsysteme und Wissenschaftsmethodik kennenlernen. Pro Semester wählt er sich

mit 2–4 Kommilitonen eine Forschungsgruppe, bei der er zwei Tage der Woche zubringt. Die Forschungsgruppe sieht etwa so aus: ein Hochschullehrer als Leiter (jeder Hochschullehrer wird natürlich mehrere Forschungsgruppen leiten), zwei Assistenten und zwei bis vier Diplomanden. In der Forschungsgruppe werden die Praktikanten mit den Geräten, Meßmethoden und den Grundlagenzielen der Forschungsarbeit vertraut gemacht. Sie führen selbst Messungen und Berechnungen aus, die innerhalb einer Diplom- oder einer anderen wissenschaftlichen Arbeit verwendet werden können. Dazu sind sie aufgrund ihrer guten theoretischen Vorbildung in der Lage. In theoretischen Forschungsgruppen wird hauptsächlich Literatur- und Rechenarbeit (Programmieren) geleistet.

Neben der praktischen Tätigkeit wird der Lernbetrieb weitergeführt, jedoch teilweise in veränderter Form. Die Themen werden nicht ein für alle Mal festgelegt, sondern richten sich nach dem Bedarf der Studierenden und dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft. Arbeitsgruppen, die sich spontan bilden können, erarbeiten ein Thema im Gespräch, in dem Vorträge gemeinsam diskutiert werden (Kolloquium); aufgestellte Thesen werden gemeinsam begründet oder verworfen.

Studienplanvorschlag für Physik im 4. bis 6. Semester:

- Je 1 Praktikum, wählbar aus Festkörperphysik und Kernphysik.*
- 1 Praktikum, wählbar aus Festkörperphysik, Kernphysik und theoretischer Physik;*
- 2 Mathematik-Wahlfächer, wählbar aus Funktionalanalysis, Potentialtheorie, Numerische Mathematik, Differentialgeometrie;*
- 2 Physik-Pflichtfächer, etwa Quantentheorie, Elektrodynamik;*
- 2 Physik-Wahlfächer, wählbar aus Thermo-Dynamik, Statistische Mechanik, Kristallbau, Hochfrequenz-Spektroskopie, Atomphysik, Kernreaktionen;*
- 3 Wahlfächer, wählbar aus Politologie und Soziologie;*
- Kolloquien nach Wahl*

III. Abschnitt: Forschungsstudium

Die letzten 3 Semester sind einer wissenschaftlichen Arbeit innerhalb einer Forschungsgruppe vorbehalten. Im Team wird ein selbstgestelltes Thema bearbeitet, alle Fortschritte, Rückschläge und Vorhaben werden gemeinsam be-

sprochen. Enge Zusammenarbeit mit anderen Gruppen ist erwünscht. Theoretiker sollten auf experimentelle Prüfung, Experimentatoren auf theoretische Untermauerung ihrer Forschungsergebnisse Wert legen. Die fachliche Weiterbildung wird hauptsächlich in Kolloquien bestehen, beziehungsweise im wissenschaftlichen Gespräch innerhalb der Forschungsgruppe.

Falls auf eine Bewertung der Arbeit des Einzelnen nicht überhaupt verzichtet werden soll, müßte sie sich zwangsläufig aus einer Beratung der Mitglieder des Teams ergeben, da nur diese unmittelbare Kenntnis und den erforderlichen Sachverstand besitzen.

Studienplanvorschlag für Physik im 7. bis 9. Semester:

Täglich (außer mittwochs, samstags und sonntags):

Arbeit in der Forschungsgruppe
Kolloquien nach Wahl

Auch über die Dissertation haben wir uns Gedanken gemacht, allerdings vergeblich. Möglicherweise ist es am Vernünftigsten, sie ganz wegfällen zu lassen und als weitere wissenschaftliche Qualifikation lediglich die Habilitation zum „Hochschullehrer“ zu belassen, wobei natürlich alle Hochschullehrer gleichberechtigt sein müßten. Hier zeigen sich auch die organisatorischen Voraussetzungen unseres Modells:

- * Abschaffung der Ordinarienstruktur
- * Auflösung der Großinstitute in eigenverantwortliche Forschungsgruppen
- * Freie Zuordnung der Assistenten zu Lehrfächern

Ehe das nicht erreicht ist, wird sich nicht viel ändern können.

Schließlich:

Das Modell ist schlecht. Es reglementiert zu viel, das Problem der Prüfungen und der Eingangsvoraussetzungen zu bestimmten Fächern oder zum nächsten Abschnitt ist ausgeklammert wegen der Fragwürdigkeit solcher Manipulationen, die politischen Pflichtfächer sind ein Witz, nicht viel besser als das gegenwärtige Studium generale und die dazugehörige Dünnbrettbohrerei. Das ist der Fluch eines Reformismus, der inhaltliche Diskussionen über den Sinn und Zweck des Studiums verhindert, zu dem uns unsere Professoren aber zwingen durch ihre Unfähigkeit.

Wir würden über das Modell gerne diskutieren. Besonders mit Professoren.

Die Vorlesung muß weg

Wissensvermittlung – antiquiert und ineffektiv

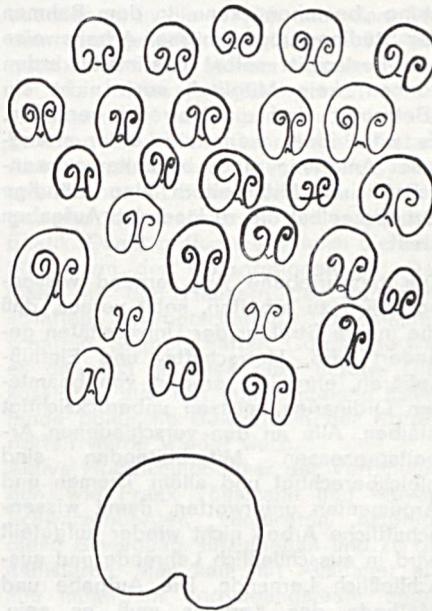
Daß „die Vorlesung in der Krise“ sei, ist ein hartnäckiges Gerücht, das nicht stimmt, denn damit wird unterstellt, die Vorlesung sei noch zu retten und das ist schlicht falsch. Um diese Behauptung zu erläutern, ist es angebracht, sich vorzustellen, wie die Praxis des Vorlesens erscheint.

Gemessen an den heute bestehenden Zielvorstellungen ist der Vorlesungs-Betrieb nicht effektiv, und die einzelnen Vorlesungen sind eine Qual für die mitschreibenden Studenten. Theoretisch sollte der Professor im freien Vortrag den studentischen Anfangswissenschaftlern ein geistiges Gerüst verständlich aufbauen, damit Studenten, nachdem sie die speziellen Denkmethode des wissenschaftlichen Gebiets und einige Fakten aufgenommen haben, weiterarbeiten und ihre Kenntnisse praktisch anwenden und vervollkommen können. Im freien Vortrag, verständlich, gegliedert und dem Wissensstand der Studenten angemessen, ist alles Unwesentliche gefälligst wegzulassen. Es müssen Gedankengänge (und nur die!) gelehrt werden, jede Überfüllung einer Vorlesung mit „Stoffen“ verhindert, daß die Studenten sich die notwendige Übersicht verschaffen können. Die einzige Aufgabe der Vorlesung ist es, Arbeitsmethoden zu erklären. Erklären heißt: Gedankengänge wiederholen und sie von verschiedenen Ansatzpunkten aufrollen (Aspektverständnis).

In der Wirklichkeit muß ein Student, der sich gezwungen sieht, eine Vorlesung zu frequentieren, das Manuskript des Professors, das jener in Abschnitten auf die Wandtafel abschreibt, von dort wieder abschreiben, um letzteres Manuskript dann getrost nach Hause tragen zu können und sich zu ärgern, daß er zu nichts anderem gekommen ist, als ihm unverständliches Geschreibsel auf eigenes Papier zu kopieren, unter Mühen, in überfüllten Hörsälen, allein zu dem Zweck, für eine darauffolgende Übung Rezepte zu besitzen (selbst das ist oft nicht gewährleistet). Es ist wahrhaftig absurd, daß Auszüge aus Lehrbüchern in besonderen dafür vorgesehenen Schreibstunden von vielen abgepinnt werden müssen – wie im Mittelalter, als Gutenbergs Erfindung noch unbekannt war, die Klosterinsassen die Bibel diktieren bekamen und sie mühevoll je einmal vervielfältigten.

Nicht widerlegbar ist die Erfahrung, daß fast allen Studenten während einer Vorlesung der größte Teil des Vortrags ab-

solut unverständlich bleibt wegen des Zwanges, ein vollständiges Manuskript zu verfertigen. Es bleibt, wenn man doch einmal etwas verstanden hat, nicht einmal Zeit, eigene erläuternde Bemerkungen dem Manuskript einzufügen, weil sehr schnell schon ganze Ableitungen und Zeichnungen (deren Erklärungen meist nur unabschreibbar mündlich) die Tafel verunzieren. Manche Professoren sind regelrechte Tempo-Gangster mit der zusätzlichen Angewohnheit, wichtige Banalitäten einprägsam und langwierig zu erläutern. Es ist ein seltsames Phänomen, daß bei vielen das Tempo des Vortrags mit der Schwierigkeit des Stoffes anwächst. Vermutlich deshalb, weil die Lehrer diesen Teil des Themas selbst nur unvollkommen verstanden haben und



nur einen Lehrspekt vorzeigen können. Nun hört man von manchen Leuten, daß man ja nicht alles „stur“ abzuschreiben braucht. Dieses Argument ist nur sehr bedingt stichhaltig, denn damit es stimmt, muß der Professor selber – weil nur er in diesem Fall die nötige Übersicht hat – angeben, was wesentlich und was Zugabe ist. Es ist von jungen Studenten zu viel verlangt, selbständig auszuwählen, was wichtig und was unwichtig ist; und älteren Semestern ist es kaum zuzumuten, eine nivellierte Vorlesung ohne erkennbare Schwerpunkte eigenmächtig zu gliedern, und das noch, während der Vortrag weiterläuft.

Eine unangepaßte, den Erfordernissen des Universitätsbetriebs nicht genügende Theorie der Vorlesung ist Ausgangspunkt für eine Praxis, deren Mängel und Absurditäten von jedem Studenten am eigenen Leib erfahren werden. Und weil sich nicht einmal die Theorie verbessern läßt, ist heute schon die Vorlesung ein Anachronismus. Sie muß abgeschafft und durch neue Formen wissenschaftlicher Lehre ersetzt werden.

Denn wie verhält sich ein Student, dem die Praxis zugemutet wird? – Eine Möglichkeit: Er paßt sich an, bleibt unkritisch und versucht, wenn mal Zeit ist, die Arbeit zu machen, die für ihn eigentlich der Vorleser hätte tun müssen. Er fügt sich damit der Autorität und überspielt seine eigentlichen geistigen Bedürfnisse. Er lernt rezeptiv und prüfungsbezogen. Die zweite Möglichkeit: Der Student geht nicht mehr hin, schläft länger, kümmert sich einen Dreck um die „beschissene Vorlesung“, schimpft still für sich oder im Verein mit gleichgestimmten Kommilitonen und ist maßlos enttäuscht vom Betrieb, von der einfalllosen Art zu lehren. Dieses Unbehagen, das Gefühl, in der Maschinerie verrieben zu werden, befällt außerordentlich viele junge Studenten. Nach anfänglichem Enthusiasmus flaut der Eifer ab. Das psychische Problem bleibt lange Zeit unverarbeitet und ist ein Grund dafür, warum die Studienleistungen absinken (selbst wenn man die Vorlesungen besucht und dort den Kanon an der Tafel kopiert). Sicherlich hat die Mehrheit aller Studenten die beschriebenen Schwierigkeiten, und es scheint, daß nur robuste und unkritische Gemüter sich schnell des Problems entledigen können. Die meisten schleppen es mit durch ihr Studium, das dann nur noch den Zweck (keinen Sinn) hat, einen Beruf vorzubereiten. Soziale und wissenschaftskritische Randfragen sind überall konsequent ausgeklammert. In ihrer Beschränkung auf Stoffe bietet die Lehre keinen Anreiz und fordert erhöhte Arbeitsleistungen des Studenten bei geringerem Lohn. Lohn wäre eine geistige Lust und die angenehme Bereitschaft für eine sinnvolle Tätigkeit.

Nach diesen weniger formalen Gedankengängen braucht man formale Kriterien, um den Lehrbetrieb an den Hochschulen zu reformieren. Die Initiative für ein Vorbild, wie es die „Kritische Universität“ versucht hat, wird von Studenten ausgehen müssen, weil sie am stärksten Repressionen ausgesetzt sind.



Fritz Förster

Bummelstreik

beim Postboten Brader

Am Anfang wurde gesagt, die heutigen – hinzu kommt: unreflektierten – Studienziele sind mit dem jetzigen Lehrbetrieb wenig wirksam zu erreichen. Es muß hinzugefügt werden, daß, bevor eine andere Methodik des Lehrens gesucht wird, Zielvorstellungen zu durchdenken und nach neuen Kriterien zu bewerten sind. Das bedeutet: Inhalt und Form wissenschaftlichen Lehrens müssen dauernd kontrolliert und kritisch beurteilt werden. Sowohl von den aktiv beteiligten als auch von äußeren Instanzen, die sich mit analogen Lehrthemen befassen. Die Kriterien dafür zu erarbeiten ist die Aufgabe der Hochschuldidaktik. Zehn Jahre lang dieselbe (miese) Lehr-Veranstaltung abzuspielen, darf dann nicht mehr möglich sein.

Hier wenigstens der Versuch, die Aufgaben und Ziele einer Reform zu umreißen: Es ist zu unterscheiden zwischen Methoden, die Denkweisen ersichtlich machen sollen und solchen, die Wissen vermitteln.

Für die zweite müssen fest gefügte Programme angefertigt werden, durch die dauernd neue Kenntnisse mitgeteilt werden und die repetierend abfragen. Je nach Aufwand kann das entweder durch hochschulinterne programmierte Lehrbriefe geschehen oder durch eine demselben Prinzip folgende Lernmaschine. Der Lernende selbst veranlaßt durch seine Reaktionen und Antworten ein ihm angemessenes Unterprogramm und wird konsequent und individuell an die erreichbaren Kenntnisse herangeführt. Ein danach abgehaltener zusammenfassender Vortrag über ein begrenztes Wissensgebiet, in dem weitere Fragen gestellt werden können und wo auch das Programm bewertet werden sollte, müßte folgen. Arbeits- und Denkmethode zu lehren, ist wesentlich schwieriger und kann, auch wenn sie programmiert in kleinen Schritten aufgedeckt werden, nicht allein in

einem schematischen „Musterprozeß“ erfolgen. Die Programme ergänzen müssen Diskussionsrunden, aufbereitende Seminare, in deren Verlauf angesammelte Unklarheiten erörtert und erhellt werden sollen. In diesen notwendigen Analysen sollte es keinen allwissenden Vorsitzenden geben; lediglich einen wechselnden Koordinator, der die Argumente ordnet. In Übungen (ohne den Zwang zu bestehen) und Praktika danach wird der einzelne Student in einer Arbeitsgruppe gefordert, die erfahrenen Erkenntnisse zu handhaben und auf konkrete Fragestellungen anzuwenden.

Ganz abzuschaffen sind vorher solche Praktika, die über Jahre gleich bleiben, und deren Absolvierung eine Pflichtübung ist, weil Ausarbeitungen schon existieren, mit deren Hilfe man ohne eigene Leistung „bestehen“ kann. In dem Rahmen der Studiengruppen müssen Arbeitsweise und Fortschritt selbst bestimmt werden können; kein Mitglied, auch nicht ein „Betreuer“ darf ein Vorrecht genießen. Es wäre ideal, wenn sich unter zwangloser Anleitung eines bezahlten wissenschaftlichen Mitarbeiters eine ständige Gruppe selbst die zu lösenden Aufgaben stellt.

Die beschriebene Art, lernend wissenschaftlich zu arbeiten, setzt voraus, daß die innere Struktur der Universitäten geändert wird. Herrschafts- und Einflusssphären, ehrgeizig erobert von beamteten Ordinarien, müssen unberücksichtigt bleiben. Alle an den verschiedenen Arbeitsprozessen Mitarbeitenden sind gleichberechtigt und allein Themen und Argumenten unterworfen, damit wissenschaftliche Arbeit nicht wieder aufgeteilt wird in ausschließlich Lehrende und ausschließlich Lernende. Die Aufgabe und Methode des Lernens muß es sein, dauernd zu reflektieren, in Frage zu stellen und umzuordnen.

Eine Brieftaube braucht für die Strecke Wiesbaden–Darmstadt bei günstigem Wetter eine gute Stunde; ein reitender Bote knapp drei Stunden; wenn aber der Kultusminister an eine Senatskommission schreibt, dann kann es drei Wochen dauern, bis der Brief ankommt (wenn er überhaupt ankommt): dann fungiert nämlich Rektor Brader als Postbote, und der hat eine legere Dienstauffassung.

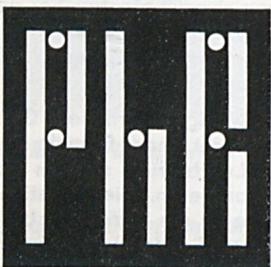
Mitte August hatte die Senatskommission Ingenieurschulen einen Brief an den Kultusminister geschickt, in dem sie ihren Standpunkt zur Ingenieurschulreform dargelegt hatte; dann hatte sie sich vertagt, um die Antwort des Ministers abzuwarten. Der August verging. Im Rektorat räumte Prof. Schultz seine Siebensachen zusammen, der neue Rektor zog ein. Die Kommission wartete. Der September verging. Der neue Rektor verkrachte sich mit dem Kultusminister, versöhnte sich wieder. Die Kommission wartete.

Wie der Zufall es will: Auf einer turnusmäßigen Pressekonferenz zu Anfang Oktober erwähnt Rektor Brader ganz nebenbei, daß in einer Woche zwischen Mitgliedern der Ingenieurschulkommission und dem Kultusministerium ein Gespräch stattfände. Und ganz nebenbei erfährt das studentische Kommissionsmitglied Lauterbach von dieser Bemerkung.

Am Tag der Pressekonferenz kommt auch, seit langer Zeit wieder, die Ingenieurschulkommission zusammen. Doch hier wird mit keinem Wort die Fahrt nach Wiesbaden erwähnt – Lauterbach wartet vergeblich. Ob der Kultusminister schon geantwortet habe, will er nach der Sitzung vom Kommissionsvorsitzenden Raab wissen. Ja, es sei ein Brief angekommen, erklärt ihm dieser; außerdem werde in der nächsten Woche eine Abordnung nach Wiesbaden fahren, zu der auch er, Lauterbach, gehöre.

Das ist natürlich eine erfreuliche Nachricht, für die Herr Lauterbach Prof. Raab dankbar sein sollte, denn es wäre ja auch denkbar gewesen, daß dieser ihn davon überhaupt nicht oder erst nach der Fahrt benachrichtigt hätte. Stattdessen verlangt er den Brief des Ministers zu sehen, erhält ihn prompt nach zwei Tagen und muß feststellen, daß der Brief sich schon mehrere Wochen in der Hochschule aufgehalten hat: Am 9. September wurde er im Rektorat mit dem Eingangsstempel versehen, weitergeleitet an Lauterbach wurde er erst am 3. Oktober.

Und wie erklärt der Rektor diese Schlampelei? „Wissen Sie, Herr Lauterbach, wir



einheimer

druckt
die
Studentenzeitung

Linke Reaktion

AFH – fast eine politische Hochschulgruppe

hatten da doch diesen Ärger mit dem Kultusminister...“ Und weil er Krach mit dem Kultusminister gehabt habe, habe er den Brief erst einmal auf Eis gelegt. Er wollte, wie es seiner bedächtigen Art entspricht, „abwarten, wie sich die Dinge entwickeln“.

§ 20 Absatz 5 der Darmstädter Hochschulsatzung bestimmt: „Der dienstliche Schriftverkehr der Hochschulorgane . . . mit dem Kultusminister geht durch die Hand des Rektors.“

§ 107 Absatz 2: „Die durch die Hand des Rektors laufenden Schriftstücke sollen innerhalb längstens vier Tagen an den Kultusminister weitergeleitet werden.“ Analoges gilt für den Schriftverkehr in umgekehrter Richtung.

§ 107 garantiert (oder auch nicht) damit eine Selbstverständlichkeit – daß der Rektor Briefe nicht nach Lust und Laune unterdrücken darf, sondern sie an die eigentlichen Adressaten weitergeben muß.

Als Darmstädter Studenten im letzten Jahr dagegen protestierten, daß auch sie nach dem damaligen Satzungsentwurf ihre Dienstpost über den Rektor zu leiten hätten, mußten sie sich den Vorwurf gefallen lassen, sie wollten die Hochschulgemeinschaft, die Gemeinschaft von Lehrenden und Belehrenden, sprengen. Als sie eine Begründung dafür forderten, daß ihre Briefe vom Rektor kontrolliert werden sollten, hieß es, sie vergifteten mit ihrem Mißtrauen die Atmosphäre ge-
deihlicher Zusammenarbeit: niemand wolle ihre Post kontrollieren. Nun, „kontrollieren“ ist ein hartes Wort. Sagen wir lieber: „auf Eis legen“. Ohne etwas, äh, präjudizieren zu wollen – die Studenten schätzten damals ihre Professoren besser ein, als die Professoren ihre Kollegen darstellten.

Bleibe als Nachsatz lediglich noch zu vermerken, daß Student Lauterbach nicht daran denkt, Dienstaufsichtsbeschwerde gegen den Rektor zu erheben. Daß die Abordnung weitgehend unvorbereitet nach Wiesbaden fahren mußte (Prof. Klotter beispielsweise erfuhr erst zwei Tage vor der Fahrt von seiner Teilnahme), daß der Rektor gegen die eigene Satzung verstieß – so etwas verdrießt nur Studenten, die im dienstlichen Verkehr mit Professoren noch nicht abgestumpft sind.

Als die linken politischen Hochschulgruppen immer mehr das Geschehen in AstA und Studentenschaft bestimmten, waren einige konservative Kräfte in den Darmstädter Korporationen beunruhigt über diese Tatsache. Besonders die Alten Herren waren sehr empört über die ungewaschenen Rowdies, die ihre jahrzehntelange Aufbauarbeit und das gute Einvernehmen mit der Professorenschaft in Frage stellten, das von ihrer Generation doch so mühsam geschaffen worden war. So kam in die gemütliche Abgeschlossenheit der Verbindungshäuser wieder Leben. Wie sehr stellten doch die Linken den Sinn der Korporation in Frage! War sie nicht – natürlich rein funktionell – ein recht bequemes Mittel, dem Studenten auf charmante Weise Attribute und Bewußtsein der Klasse anzuerziehen, in die er sich nach dem Studium zwangsläufig integrieren muß? Alles geschah ja nur zu seinem eigenen Guten, um die harten Realitäten rasch zu erkennen und reibungslos vorwärts zu kommen in diesem Gesellschaftssystem. Aber genau dieses Gesellschaftssystem stellten nun SDS und Konsorten in Frage; und das bereits in der Hochschulpolitik. Damit griffen sie ja auch die heutige Form der Korporationen an: Das löste auf den Häusern der Burschenschaften, Turnerschaften, Landsmannschaften, Sängerschaften, Corps und was es da noch so alles gibt, heftige Diskussionen aus, das jahrzehntelang schlafende politische Bewußtsein der Korporierten wurde wieder wach.

Aktive Hochschulpolitiker der Verbindungen, wie Frank Tönsmann und Meyer-Schwarzenberger, versuchten natürlich diese Bewegung aufzufangen und zu organisieren. Man kam mit Ausdauer auf alle möglichen Verbindungsfeste, sagte ein paar Worte gegen den SDS und forderte die Mitkorporierten auf, sich mit ihnen zu einer politischen Gruppe zusammenzuschließen. Aus eigenem politischen Interesse, aus Sorge um die Verbindung oder durch ein paar Rippenstöße eines Alten Herrn ermuntert, pilgerten vor einem knappen Jahr etliche Verbindungsstudenten auf das Obotritenhaus und gründeten die Arbeitsgemeinschaft für Hochschulfragen (AFH). Diese Arbeitsgemeinschaft war damals nicht mehr als der Name sagt: Sie wollte Verbindungsstudenten über Hochschulpolitik informieren und nach außen nicht in Erscheinung treten. Allerdings wurde damals bereits die Organisation festgelegt, was dem neutralen Beobachter die

Vermutung aufzwingt, daß die Initiatoren mehr vorhatten.

Die Organisation ist natürlich durchaus demokratisch. Jede Mitgliedsverbindung entsendet einen nicht weisungsgebundenen Vertreter. Die Vertreter setzen sich zu einem Ausschuß zusammen. Der wählt den Vorstand, der die AFH nach außen vertritt. Diese Grundordnung hat deswegen kaum Wirklichkeitsgehalt, weil wesentliche Impulse nur von den Initiatoren beziehungsweise den Vorstandsmitgliedern ausgehen. Welche, ganz zufällig natürlich, identisch sind. Nebenbei bemerkt: Die AFH versteht sich selbstverständlich als antiautoritär.

Sie versteht sich als Reaktion auf die Aktivität von SDS, SHB und HSU. Diese Tatsache verlangt einfach, daß die Gruppe nach außen agiert. Bei den Notstandsaktionen äußerten die Korporierten zum erstenmal ihre Meinung: Sie bejahten zwar grundsätzlich den Sinn einer Notstandsgesetzgebung, lehnten jedoch die Bonner Gesetzesvorlage ab. Hier zeigte sich der Charakter der Vereinigung: Ein bißchen Kritik am System, Drittelparität und Öffentlichkeit. Das ist noch gesellschaftsfähig und wird von einem Teil der Professoren als Fernziel stillschweigend akzeptiert. Außerdem laufen solche Vorstellungen eher dem Bewußtwerdungsprozeß der studentischen Masse parallel, die aus ihrer bürgerlichen Erziehung heraus eher bereit ist, solche Leute als Parlamentarier zu wählen, als allzu progressive und antibürgerliche SDSler. Genau diese Stellung wollte die AFH einnehmen. Das Ergebnis der Parlamentswahlen gab ihrer Methode recht. AFH-Verbindungen gewannen insgesamt 11 Parlamentssitze.

Damit war für die Verbindungen die Basis da, sich eine Position in der Hochschulpolitik zu schaffen. Nun konnte man auch daran gehen, den Bestand der AFH zu sichern. Wie man hört, soll sie als politische Hochschulgruppe eingetragen werden.

Es ist den Korporationen gelungen, in die ideologische Lücke zu springen, die zwischen Linksgruppen und Professoren besteht. Werden sie aber auch klar kompromißlos für die politischen Rechte der Studenten eintreten oder werden sie den Bewußtwerdungsprozeß der Massen hemmen? Können sie das überhaupt, ohne sich selbst zu ändern? Oder werden sie vielleicht nur ein neuer Verputz für unsere alte verrottete Hochschulstruktur werden?

Viel Aufgaben, weniger Macht, kaum Mut

Presse in Deutschland

Im ersten Teil wurde versucht, ein Bild der Pflichten und Aufgaben der Presse in der Demokratie und der daraus mehr oder weniger zwangsläufig resultierenden Abwehrhaltung der Herrschenden zu entwerfen.

Die Machtausübenden versuchen mit den verschiedensten Mitteln, den Journalisten das Leben und die Arbeit schwer zu machen. Die Möglichkeiten der Einflußnahme reichen von der Schönwettermacherei der Public-Relations-Büros und Pressestellen über „süße“ Belohnungsmaßnahmen für Wohlverhalten und Nachrichtensperren als Strafe für das Gegenteil, die in Pressesachen noch recht autoritäre Justiz bis zum massiven wirtschaftlichen Druck der Interessenten und zur Bestechung oder sogar zur Zensur, wo man sie noch anwenden zu können glaubt.

Public Relations

Der Gedanke der Public Relations ist auch in Deutschland gar nicht so neu, wie man annehmen möchte, wenn er auch heute in wesentlich verfeinerter Form praktiziert wird. Schon 1926 klagte ein Dr. Kremer, MdR, im „Zeitungs-Verlag“: „Ein anderer Übelstand ... besteht in den ebenfalls uniformen Mitteilungen, welche wirtschaftliche Unternehmungen und Verbände über ihr Arbeitsfeld in die Presse gelangen lassen. ... Noch bedenklicher sind naturgemäß Nachrichten und Ausarbeitungen, die ihren Ursprung auf Bureau zurückführen, welche zu dem Zweck ins Leben gerufen und unterhalten werden, um unter der Flagge wirtschaftlicher Orientierung Propaganda für bestimmte wirtschaftspolitische Auffassungen und Forderungen zu machen. Die vielfach enge Verflechtung zwischen bestimmten Kreisen der Wirtschaft und gewissen Unternehmungen der Presse vermag den Zweck der Zeitung, (im Handelsteil) objektive Wahrheiten zu bringen, zu durchkreuzen, ohne daß der Verleger oder die (Lokal-)Redaktion die Zusammenhänge zu durchschauen vermögen. ...“ Er mußte es wissen, denn er stand der Alkohol-Lobby nahe, die mit diesen Methoden im Kampf um das Gemeinde-Bestimmungsrecht (dessen Folge eine Art Prohibition gewesen wäre) zu siegen mußte.

Auch heute noch werkeln die Meinungsmacher gern im Verborgenen, oft ist für den Journalisten, geschweige denn für den Leser, schwer zu erkennen, wer welche Nachrichten lanciert. Wer weiß

schon, daß die Bild-Leserdiskussion um den besten aller Milchbehälter von Public-Relations-Männern der Firma Unilever angezettelt wurde, die eine neue Kunststoffmilchflasche entwickelt hatte? Und daß Biafras Staatschef, Oberst Ojukwu, sich der Schweizer Agentur Bernhardt bedient, Nachrichten und Informationen über den Bürgerkrieg in Nigeria zu verbreiten? Eine solche Pressepolitik (und auch die der ganz normalen Pressestellen) ist natürlich informationsverschweigend, sie gibt nur Positives bekannt. „Die Dementierpolitik der Regierung ist ein wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte der Lüge“ schreibt Flach und zitiert Adolf Arndt: „Sollten Lügen strafbar sein, müßte man statt Wohnungen Strafanstalten bauen.“

Und die Meinungsmacher werden immer kecker: Die gelungene „Informationsreise“ einiger CDU- und FDP-MdB nach Griechenland war ebenfalls von einer Werbeagentur organisiert. Die Amerikaner gar versuchten vor Jahresfrist, einen der eigenen Politiker hinters Licht zu führen: Von einem Informationsbesuch in Vietnam zurückgekehrt, beklagte sich der frühere Präsidentschaftsanwärter Romney, man habe ihn hereingelegt und versucht, ihm mittels „Gehirnwäsche“ ein falsches Bild vorzuspiegeln.

Solche Veranstaltungen und Pressekonferenzen sind natürlich nur eine der Quellen, aus denen der Journalist seine Informationen beziehen sollte, und wo die Privatinformation oder das Gespräch im kleinen Kreis beginnt, fängt die Erziehung des Zeitungsmannes an. Nachrichten sind eine leichtverderbliche Ware und Journalisten sind darauf angewiesen, sie frisch in die Hand zu bekommen. Wer wird sich da die mühsam gegrabenen und gepflegten Kanäle durch ein böses Wort zuschütten wollen? „Die Auszeichnung bestimmter Journalisten beginnt mit der Einladung zu internen Informationsgesprächen im Presseamt und endet beim Kanzlertee“ schreibt Flach (der übrigens stellvertretender Chefredakteur der „Frankfurter Rundschau“ ist). Es ist klar, daß man zu solchen Treffen, die jenseits der (Informations-)Pflichtübungen, wie es eine Pressekonferenz oder eine Auskunft auf eine Einzelfrage sind, liegen, einladen kann, wen man will. Bevorzugung und vor allem Belohnung für journalistische Milde oder Bestrafung für Kritik ist damit Tür und Tor geöffnet. So lud der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Altmeier zur Bekanntgabe seiner Rücktrittsabsichten nur die Chefredakteure

der heimatischen Provinzblätter ein, die Korrespondenten der überregionalen Presse, des Rundfunks und des Fernsehens wurden nicht informiert; zur Strafe, meint der „Spiegel“, denn: „am ruinierten Ruf des Regierungschefs, so wähnt Altmeiers Umgebung, sind nur die Reporter bei Hofe schuld.“

Allein um der Kontinuität und Vollständigkeit der Information Willen muß sich mancher Journalist mehr Zurückhaltung auferlegen, als seinem Auftrage, kritisch zu berichten, zuträglich ist.

Das persönliche Stehvermögen des Journalisten wird laufend auf die Probe gestellt, er muß sich Feinde, und zwar einflußreiche Feinde schaffen, wenn er seinen Beruf richtig versteht; er wird zum Außenseiter, und das wiederum schneidet ihn von den wichtigsten Nachrichtensträngen ab. Die Frage: „Von welcher Zeitung kommen Sie?“ spricht Bände.

Diese Problematik gilt übrigens nicht nur für die Hauptstadt, sondern genauso und in den Auswirkungen noch schwerwiegender für die Lokalredaktionen, da hier keine Meldungen der großen Nachrichtenagenturen als Ersatz für fehlende Verbindungen dienen können.

Die Nachrichtenagenturen allerdings, muß man sich belehren lassen, haben die Wahrheit auch nicht gepachtet. Vor allem die dpa (Deutsche Presseagentur) ist in ihrer Nachrichtengebung und -formulierung recht obrigkeitlich (vgl. Spiegel Nr. 41/1968, Seite 34).

Da wird das Verbot einiger DDR-Bücher auf der Buchmesse zu einem „fehlgeschlagenen Versuch des ‚Staatsverlages der DDR‘, gegen die Bundesrepublik gerichtete Bücher auszustellen“, ein von einem Polizeiwagen überfahrener Pfortner verdankt laut dpa seine Verletzungen dem Versuch, ein Tor vor anstürmenden Demonstranten zu schließen, und wenn upi berichtet, auf Cohn-Bendit sei beim Abtransport zum Polizeiwagen eingeknuppelt worden, dann hat bei dpa die Polizei „ihre Aufgabe zurückhaltend erfüllt“. Man fragt sich, warum Springer da noch einen eigenen Nachrichtendienst (sad) unterhält.

Keiner der Gesellschafter der dpa GmbH mit Ausnahme der Rundfunkanstalten, die 10% besitzen, darf mehr als 1% der Stammeinlage innehaben. Höhe der einzelnen Anteile, deren Inhaber und die Zusammensetzung des Aufsichtsrates sind allerdings nicht zu erfahren. Eine Bundesregierung einschließlich Weib und Kind könnte also zum Beispiel schon die

serie

Stimmenmehrheit gekauft haben. Am 19. 1. 1956 berichtete die Süddeutsche Zeitung, die Bundesregierung subventioniere die dpa mit einer Million Mark jährlich.

mann gehören, so kann das schon empfindliche Auswirkungen für diese Zeitungen haben. Grund für diese Maßnahme war wahrscheinlich ein Artikel, der am

28. 9. 1955 in der Coburger „Neuen Presse“ erschienen, in dem auf das Überwuchern der Spalten der FAZ mit mehr und mehr Anzeigen der Großindustrie hingewiesen wurde. Ebenso groß, wenn auch für standesbewußte Journalisten leichter abzuwehren, sind die Gefahren der Versuchung durch „süße“ Maßnahmen. Hier zeigt der Interessent sich von seiner angenehmsten Seite, die Presse wird mit hohem

Kostenaufwand hofiert. So haben die deutschen Reiseunternehmen es sich zum Beispiel zur lieben Gewohnheit werden lassen, Journalisten für ein paar Tage nach Teneriffa, Tunesien oder Kamerun zu bitten, um ihnen dort ihre Saisonprogramme zu eröffnen. Die Reifenfirma Uniroyal-Englebert lud Journalisten zu einem Wochenende in Zell am See/Österreich ein, versprach, die Arbeit auf zehn Minuten zu beschränken und verwies im übrigen auf die „charmanten Tigertatzen-Mädchen“, die als Hostessen fungierten und „schon eine Schau“ sein sollten. Werbegeschenke größeren Ausmaßes und Spesenvergütungen in Sätzen, die Finanzämter bestenfalls noch als Druckfehler anerkennen würden, lassen die Grenze zur Bestechung noch näher rücken, Chrysler International ließ es sich gar 1965 nicht nehmen, acht geladenen Journalisten zusammen mit dem Presse-material je einen Blankoscheck zu verehren.

Andererseits können die Mächtigen auch recht zurückhaltend werden, wenn sie Unannehmlichkeiten ahnen; dann fällt ein Vorhang von Geheimnistuerei und Verschlossenheit. Der Wirtschafts- und Sozialredakteur Friedrich Nowotny leitete zum Beispiel am 29. 4. 1965 den Fernseh-Filmbericht „Kollege im Aufsichtsrat — Zwischenbilanz über die Mitbestimmung

Eine Druckerei ist ein Arsenal, das nicht jedermann zugänglich sein sollte; ich halte es für sehr wichtig, daß nur solche Leute, denen die Regierung vertraut, die Erlaubnis haben sollten, etwas drucken zu lassen. Wer zum Publikum durch den Druck spricht, gleicht demjenigen, der in einer öffentlichen Versammlung als Redner auftritt, und gewiß wird niemand dem Herrscher das Recht bestreiten, zu verhindern, daß der erste beste das Volk haranguiere.

Napoleon Bonaparte

Wir hier, und auch das Kanzleramt, haben ja einen viel tieferen Einblick in die politischen Verhältnisse als mancher Minister. Wir sind ja völlig auf dem laufenden über das, was sich im Bundestag abspielt. Herr Diehl nimmt an den Fraktions-Vorstandssitzungen der CDU teil, ich nehme an den Fraktions-Vorstandssitzungen der SPD teil. Herr Diehl und ich sind außerdem durch den Zwang, sich öffentlich zu äußern, auch gezwungen, uns über eine große Zahl von Details zu unterrichten, die in den anderen Häusern laufen. Wir werden durch Pressereferenten, Staatssekretäre und, wenn nötig, auch Minister gut unterrichtet. Und schließlich die Teilnahme an den Kabinettsitzungen. Zu dem Begriff „gut informiert“ gehört unbedingt die Teilnahme an den Kabinettsitzungen, und zwar Sitzungen des Kabinetts und der Kabinettsausschüsse. Herr Diehl und ich sind die einzigen Leute, außer dem Kanzler und seinen Staatssekretären und vielleicht ein oder zwei Ministern — dazu gehört Herr Strauß —, die an allen Kabinettsausschußsitzungen teilnehmen können.

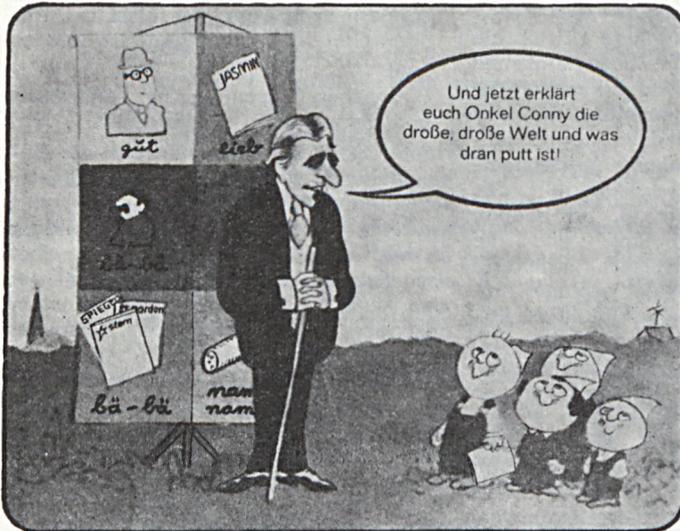
Conrad Ahlers

... in den letzten Nummern der Zeitschrift ZOON POLITIKON finden sich Inserate Ihrer geschätzten Firma. Ich gestatte mir, darauf hinzuweisen, daß die Zeitschrift in ihrer Nummer vom 23. 6. 58 die Auffassung propagiert, es gäbe „für uns so wenig ein Vaterland ... wie etwa ein Kaisertum von Gottes Gnaden!“ Diese These stellt jede deutsche Wiedervereinigungspolitik auf bedenkliche Weise in Frage. Ich fürchte daher, daß aus dem weiteren Erscheinen Ihrer Inserate in dieser Zeitschrift Schlüsse gezogen werden könnten, die Ihre Firma wahrscheinlich nicht beabsichtigt. ...

Schreiben eines Rektors

Gelesen habe ich die Zeitschrift leider nicht, aber vom Rektor kam zweimal die Aufforderung, das Inserieren zu unterlassen. Da hat es mir mein Mann verboten. Es könnte nämlich politisch ausgelegt werden.

Kaufmannsfrau



Ahlers-Karikatur (pardon)

Es seien Bezugsgebühren, lautete das Dementi ohne Zahlenangabe. Für Bezugsgebühren sind eine Million Mark von einem Kunden bei 14,9 Millionen Mark Jahresumsatz (1956) immerhin eine ganz beruhigende Summe.

Außerparlamentarische Gruppen

Dabei sollte nicht vergessen werden, daß nicht nur der Staat, sondern auch Gruppierungen außerhalb des Staatsapparates, die verfassungsgemäß gar keine Machträger sein durften, in freiheitsfeindlicher Tendenz auf die Presse einwirken. Die Abhängigkeit der Zeitungen von Inseraten ist allgemein bekannt. Ungefähr 65% aller Kosten müssen durch Inserate getragen werden, den Rest bringt der Vertrieb, vor dem Krieg war es genau umgekehrt. Wenn nun zum Beispiel der „Waage-Verein“, eine „lose Vereinigung“ von Unternehmern, die „mit Hilfe wirtschaftlicher Werbemethoden die Bevölkerung von den Vorzügen unserer heutigen Wirtschaftsform überzeugen will“ über die Coburger „Neue Presse“ und andere Zeitungen einen Anzeigenstop verhängte und zu diesem Verein unter anderem Reemtsma, ein Vorstandsmitglied der Farbenfabriken Bayer und ein geschäftsführender Gesellschafter des Tabakkonzerns Brink-

„Ein Lebensweg für Schwindelfreie“

Hermann Schreiber über
Conrad Ahlers

der Arbeitnehmer in der Montanindustrie“ mit folgenden Worten ein:

„Schon bei den Vorarbeiten mußten wir feststellen, daß unser Vorhaben, die Zwischenbilanz der Mitbestimmung zu ziehen, keineswegs den Beifall der für uns wichtigen und verantwortlichen Stellen fand. Wir ließen uns dadurch keineswegs verdrießen. Der Weg, den der Autor unseres Films zu gehen hatte, um die für einen Fernsehfilm nun einmal notwendigen Filmaufnahmen herbeizuschaffen, wurde von Tag zu Tag schwerer und schwerer, Werkstote wurden ihm und unseren Kameraleuten sozusagen vor der Nase verschlossen. Werkschutzpolizisten erschienen mit Kameras und hielten das Konterfei von Autor und unseren Mitarbeitern fest und machten Bilder, die sicherlich auf den Ruhmeseiten der betreffenden Unternehmen über den Fernsehbesuch im Werk berichten werden... Wie es den Betriebsfrieden stören soll, wenn wir mit unseren Kameras und Mikrofonen die Meinung über die Mitbestimmung zu erforschen trachten, ist uns allen bis heute ziemlich unerfindlich geblieben. Warum selbst Filmaufnahmen in den Werken, ich denke da an den Hochofen, ich denke an die Stahlstraße, ich denke an die unzähligen Vorrichtungen eines solchen gewaltigen Werkes, wie also Filmaufnahmen in den Werken im Zusammenhang mit unserem Film über die Mitbestimmung die Werke in eine unerwünschte Diskussion hineinziehen könnten, das hat weder der Autor, das hat weder die Redaktion begriffen. Dem Meinungskartell, — ich will es einmal so nennen, das sich gegen unser Filmvorhaben gebildet hat, möchte ich eine Empfehlung geben: „Haben Sie doch etwas mehr Mut und Selbstvertrauen, wenn es darum geht, Ihre Meinung öffentlich zu vertreten. Niemand nimmt Ihnen ab, daß Sie allein in der Wirtschaft leben. Schließlich ist Wirtschaft ohne Politik undenkbar. Daß Sie das wissen, haben Sie in der Vergangenheit in oft sehr entscheidenden Momenten wiederholt bewiesen und ich bin sicher, Sie werden es auch in Zukunft tun. Niemand nimmt Ihnen das übel. Jedermann, der in der Öffentlichkeitsarbeit steht, rechnet sogar damit.“

Staatspropaganda

Ein Fall für sich ist die Riesenmaschine des Presse- und Informationsamtes

der Bundesregierung, dem erst kürzlich der FDP-Bundestagsabgeordnete Moersch „teils plumpe, teils anmaßende Versuche, Einfluß auf die Berichterstattung der Massenmedien zu nehmen“, attestierte. Immerhin könnte es heute auch schon schlimmer sein: man erinnere sich an die gescheiterten Versuche, das Fernsehen unter Bundeskontrolle zu bringen (1953: Entwurf eines Bundesgesetzes über das Fernsehen; 1960: Gründung der Gesellschaft „Freies Fernsehen“ („Adenauer-Fernsehen“); 1961: „Fernsehurteil“ des Bundesverfassungsgerichts). So blieben nur der „Deutschlandfunk“ und die „Deutsche Welle“. Kürzlich scheiterte das vom Bundespresseamt geplante Projekt „Bundes-Zentrale für Öffentlichkeitsarbeit“, das denn doch zu sehr nach sprachregelndem Propagandaministerium aussah. Immerhin bringt das Amt in seiner heutigen Form auch schon einiges zuwege, so zum Beispiel 1967 die Streichung der Förderung für die Zeitschrift „liberal“ wegen eines kritischen Artikels über den Bundeskanzler. Die Begründung (siehe nebenstehenden Brief) spricht für sich.

Gefährlicher werden kann allerdings die Ausstattung des Bundespresseamtes mit einer elektronischen „Bundesdatenbank“ (an diesem Projekt wird zur Zeit gearbeitet), wenn zu diesem Informationsspeicher nicht auch Parlament und Öffentlichkeit Zugriff haben. Der Bundesregierung und ihrer Administration würde sonst ein gefährlicher Informationsüberhang zugebilligt.

Die Anlage soll nicht nur Nachrichten speichern, sondern auch Analysen erstellen und die Folgen politischer Entscheidungen ermitteln helfen. Daher müssen weitere Kontrollmöglichkeiten geschaffen werden, denn schließlich kann man jeden Computer so programmieren, daß herauskommt, was man hören möchte. Nicht ohne Grund hat der amerikanische Senat seiner Regierung verboten, ein solches System aufzubauen.

Geheimnisse

„Es ist nicht zu glauben, wieviel es bei allen staatlichen Dingen nützt, seine Pläne geheimzuhalten, denn es wird nicht nur alles, was bekannt geworden ist, leicht durchkreuzt und verhindert, sondern die Leute verfolgen auch, wenn du deine Absichten verbirgst, sprachlos und voller Spannung alle deine Handlungen und ziehen Schlüsse auch aus deinen geringsten Bewegun-

gen, was deinen Ruf sehr hebt. Darum soll jeder in staatlichem Rang sich und seine Gehilfen daran gewöhnen, nicht nur alles, was man besser nicht weiß, geheim zu halten, sondern auch alles, was nicht aus triftigen Gründen bekanntgegeben werden muß.“

(Francesco Guiccardini, ein Landsmann und Zeitgenosse Machiavellis)

Heute läßt man offiziell nur noch die Geheimhaltung aus Gründen der Staatssicherheit gelten, aber auch hier wird nicht nur Mißbrauch getrieben, sondern oft auch durch die Geheimhaltung selbst noch Schaden angerichtet. So nennt der amerikanische Journalist Julius Epstein besonders bemerkenswerte Beispiele: den Fall Dreyfus und den Artikel 16 des Österreichischen Staatsvertrages; hätte einer der Eingeweihten das Staatsgeheimnis der Unschuld Dreyfus' und der Schuld Esterhazys bekannt gemacht, um den bevorstehenden Irrtum der Richter zu verhindern, wäre dieser Justizmord ungeschehen geblieben. — Der Artikel 16 des Österreichischen Staatsvertrages, dessen Wortlaut im State Department unter „Top Secret“ lief, hatte zum Inhalt, daß „von der Österreichischen Regierung keinerlei Unterstützung jenen Personen gewährt werden darf, die sich weigern, in ihr Heimatland zurückzukehren, falls diese Personen auf der Seite der Feinde der alliierten und assoziierten Mächte gekämpft haben, falls sie sich mit feindlichen Umtrieben gegen ihr Ursprungsland befassen usw.“ Am 13. April 1955 veröffentlichte die New York Herald Tribune den vollen Wortlaut des Artikels, den ein hoher Regierungsbeamter Epstein ausgehändigt hatte. Die Entrüstung der Weltöffentlichkeit zwang die USA, der Sowjetunion gegenüber auf der Streichung des Artikels zu bestehen, die auch erwirkt wurde. Dieser „Geheimnisverrat“ erreichte also, daß die insgesamt etwa 30 000 bis 35 000 „Displaced Persons“ in Österreich weder an Rußland ausgeliefert noch hilflos ihrem Schicksal überlassen wurden.

Ein weiterer, diesmal wie bei der Dreyfus-Affäre wieder hypothetischer Fall aus jüngster Vergangenheit ließe sich anführen: Am 25. 8. 1968 berichtete der Bonner Korrespondent der Sunday Times, daß der deutsche Bundesnachrichtendienst (BND) sehr frühzeitig Gewißheit über den bevorstehenden Einmarsch der Warschau-Pakt-Staaten in die CSSR gehabt habe, seine Warnungen aber we-

Presse- und Informationsamt
der Bundesregierung

Der Stellvertreter des Bundespressesprechers

53 Bonn, den 23. Mai 1967
Welderstraße 11
Telefon ~~208/250~~ 208/250

An den
Verlagsleiter
der liberal-Verlag GmbH.
Herrn Hermann Marx

53 Bonn
Bonner Talweg 57

Sehr geehrter Herr Marx,

in Heft 6 / Jahrgang 9 der Zeitschrift "liberal" wurde ein Artikel von Rolf Schroers unter der Überschrift "Kiesinger, und keine Alternative" veröffentlicht, der nicht nur nach meiner Ansicht die Grenzen des politischen Geschmacks weit überschreitet, zumal es sich bei der Zeitschrift um eine Publikation handelt, die aus einem Haushaltstitel des Bundeskanzleramtes Zuwendungen erhält.

Da Herr Schroers verantwortlicher Redakteur Ihrer Zeitschrift ist und der Artikel auch noch als Editorial ausgewiesen wurde, werden Sie sicher verstehen, daß es die Grenzen politischer Vernunft überschreiten würde, wenn eine Förderung Ihrer Zeitschrift auch für das Jahr 1968 in Aussicht genommen würde.

Sie wissen, daß Herr von Hase und ich uns aus übergeordneten Erwägungen für eine Fortsetzung Ihrer Vereinbarungen mit dem Presse- und Informationsamt der Bundesregierung im Jahr 1967 entschieden hatten. Damit waren keinerlei politische Auflagen verbunden, wohl aber gehören meines Erachtens zur Geschäftsgrundlage derartiger Abmachungen die allgemeinen Regeln von Treu und Glauben und des politischen Anstandes.

Der Fairness halber möchte ich Ihnen jetzt schon mitteilen, daß ich mich nicht in der Lage sehen werde, den Vertrag auch für das kommende Jahr zu erneuern. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß eine Zeitschrift, in der solche Artikel erscheinen, noch darauf Wert legt.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener



(C. Ahlers)

Ahlers-Brief

gen einer amerikanischen Order, „die Dinge wegen Vietnam herunterzuspielen“, nicht beachtet worden seien. Nach Meinung des BND hätte eine frühzeitige Bekanntgabe der sowjetischen Absichten die Weltöffentlichkeit mobilisieren und die Russen zwingen können, vielleicht im letzten Augenblick zurückzustecken. Diese Chance bestand und erscheint auch nicht gering, hält man sich die Ratlosigkeit der Sowjets nach dem Einmarsch, der Reaktion der Welt und vor allem der Tschechoslowaken vor Augen. Sie wurde nicht genutzt, vertan, weil aus Rücksicht auf die amerikanische Außenpolitik die Nachrichten geheimgehalten wurden.

Justiz

Ist von Staatsgeheimnissen die Rede, so ist in der Regel die Justiz nicht weit, sie zu schützen. Und zu schützen gibt es viel, stellt man fest; so kann es zum Beispiel nach der sogenannten „Bestätigungstheorie“ auch Geheimnisverrat sein, schon bekannte Nachrichten zu drucken, da sie dem Gegner als Bestätigung vorliegender Nachrichten dienen könnten. Auch die Absichten und Ansichten einer politischen Partei können in bestimmten Fällen Staatsgeheimnisse darstellen, erfährt man von unseren Gerichten. Im Wahlkampf etwa? Das Godesberger Programm ist also vielleicht Geheimnis-

verrat oder eine Lüge? Und jene Kunst schließlich, die „Der Spiegel“ fast in Vollendung beherrscht, bekannenzustellen, daß man die Sache erst durchschaut, sie wird durch die „Mosaiktheorie“ erfaßt. Verbunden mit dem der Justiz eigenen Zeitbegriff, der den Bedürfnissen der Presse etwa so gerecht wird wie ein Kalender dem Stoppen eines 100 m-Laufes, können diese Theorien in der Hand verantwortungsloser Richter zu einem der gefährlichsten Mittel zur Manipulation der Presse überhaupt werden. Wäre zum Beispiel die Ausgabe des „Spiegel“ vom 8. Oktober 1962, dessen Beitrag „Bedingt Abwehrbereit“ später zur spektakulären Besetzung des gesamten Verlages führte, schon vor der Auslieferung beschlagnahmt worden, hätte dieser Artikel erst fast vier Jahre später, nachdem das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes ergangen war, wieder gedruckt werden können. Daß die Information da keinen Pfennig mehr wert gewesen wäre, wird jeder einsehen.

Nachdenklich stimmen sollten in diesem Zusammenhang noch folgende Auszüge aus der Urteilsbegründung:

„Das Informationsbedürfnis der Öffentlichkeit tritt zurück, weil die Leser mangels zureichender Fachkenntnisse sich ein selbständiges Urteil ohnehin nicht bilden können und dieser Kenntnis zu ihrer politischen Urteilsbildung nicht bedürfen.“

Wozu dann, fragt man sich unwillkürlich, überhaupt noch über Wirtschaft, Wissenschaft, Außen- und Innenpolitik, Recht und Kultur berichten, der Leser versteht ja doch nicht alles davon? Solange NATO und Bundeswehr aber als Garanten der Sicherheit hingestellt werden, muß man die Qualität dieser Garantie auch durchleuchten dürfen.

Ein weiteres Zitat aus der Urteilsbegründung:

„An die Begründung der Anordnungen des Ermittlungsrichters können wegen seiner besonderen Stellung im Rahmen des von der Staatsanwaltschaft beherrschten Ermittlungsverfahrens keine zu hohen Anforderungen gestellt werden.“

Es gibt anscheinend (außer dem Bundesverfassungsgericht selbstverständlich) keine Richter mehr in Preußen, sie sind alle zum Hilfssheriff der Staatsanwaltschaft geworden. Dieser Einstellung nach brauchte der Richter erst nach der vom Staatsanwalt verfügten Verhaftung oder Beschlagnahme in Aktion zu treten.

Wird fortgesetzt

Bella Eva

Wem der Tee zu stark ist, ich habe noch kochendes Wasser.

Kaum eine Stunde später war das Wasser verkocht, glühten Tauchsieder und Topf und verkohlte eine darunter liegende Holzplatte. Aber der Qualm in der Küche störte Eva Franke-Weißgärber kaum, ihr Gespräch mit uns vergnügt fortzusetzen. In einem Zimmer, vollgestopft mit Klei-

den, fast ohne Vorbehalte über sich Auskunft und schilderte ihre Position innerhalb der heimischen Kulturhierarchie.

Ich habe doch ein wenig Angst, von Ihnen in eine andere Richtung gedrängt zu werden, als ich es vertragen kann, daß Sie mich im Gegensatz zu den hiesigen kulturpolitischen Leuten bringen wollen, und Sie wollen mir ja doch nicht schaden. Ich bin direkt in einem Dilemma, ich bin

fremd und hat keinen Auftrag bekommen und war zu stolz zu betteln.

Es kommen auch andere, aber das sind wahrscheinlich solche, die nicht gerufen werden, die sich dann armselig durchschlagen müssen, Karl Hermann Kraus, von dem ich wahrscheinlich zuerst gesehen habe, daß er was können wird. Ihm haben sie jetzt auf das Interview im Darmstädter Echo hin (flüsternd:) 150 Mark geschickt!

Was könnte man also der Kulturpolitik vorwerfen? Es ist, glaube ich, das, was man in jeder Stadt mehr oder weniger findet, nämlich Cliquenwirtschaft, und ist das nicht menschlich? Ich suche das jetzt zu verstehen.

Sie selbst, weniger anerkannt, sich nicht einfügend, und doch im Stillen auf mehr Erfolg hoffend, hat für sich eine Möglichkeit gefunden, ziemlich unabhängig zu leben.

Ich mache deswegen Hüte, damit ich in meinem künstlerischen Schaffen nicht abhängig bin, und ich finde, so schwierig es ist, es ist ein reinlicher Kompromiß. Ich bin dadurch frei und denjenigen nicht verpflichtet, die hier in Darmstadt die Kultur „machen“, und so nehme ich vielleicht eine Sonderstellung ein.

Nun hängt das aber auch damit zusammen, wie ich mich anziehe, und zwar tue ich das ganz bewußt, weil ich eben emanzipiert bin, außerdem bin ich leidenschaftliche Individualistin; ich möchte gern möglichst viele mitreißen gegen die Vermassung, weil nämlich die Vermassung in der Mode ganz analog zu der Vermassung im Politischen ist. Und so sehr ich für Mode bin, bin ich aber noch mehr dafür, selbst etwas zu erfinden, etwas Neues und nicht für Nachahmung.

„Wollen Sie die Frauen in Darmstadt provozieren?“

Das tue ich gerne.

„Wenn Sie durch Darmstadt laufen, im Hosenanzug und mit einem Ihrer Hüte, so begegnen Ihnen manche Leute, meistens ältere Männer und Frauen, grau gekleidet, die Sie verwundert anblicken, leicht kopfschüttelnd, leicht lächelnd. Manchmal empört...“

Geschieht das noch oft? Jetzt haben sich doch die Darmstädter an mich gewöhnt. Ich bin öfter in Frankfurt, und da muß ich sagen, die Frankfurter, die begegnen mir viel schlimmer! Die Darmstädter habe ich inzwischen erzogen, aber die schlagen dort bald Purzelbäume, wenn sie mich se-



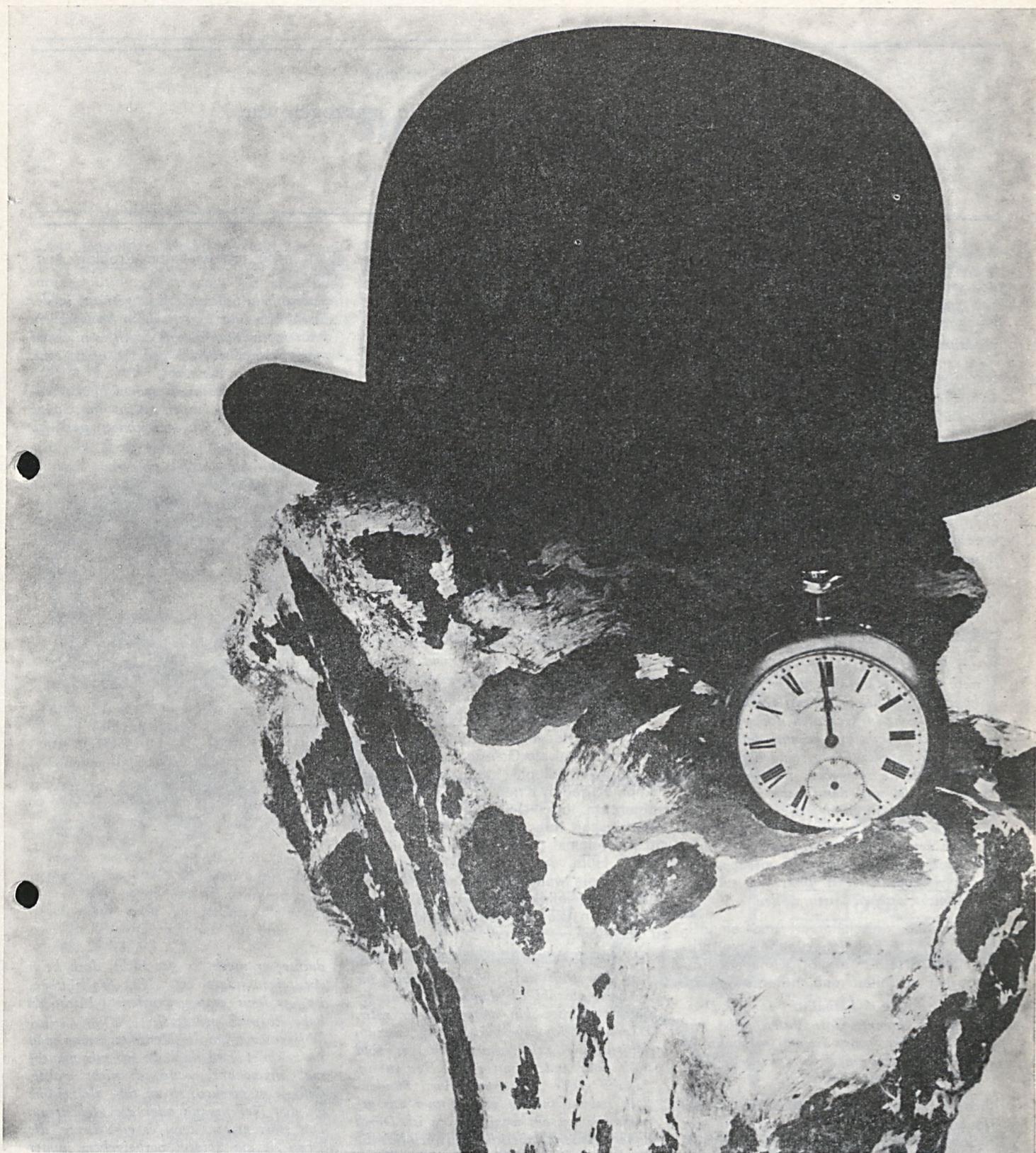
den, Kostümen und Bildern, Fotos, Hüten, Büchern und zwei uralten Nähmaschinen saßen wir zu viert einer Künstlerin gegenüber, die von wenigen anerkannt hier wohnt und malt, schneidert, zeichnet und Hüte modelliert, deren Eigenheiten und vermeintliche Verrücktheiten viele Darmstädter registrieren mußten, teils unwillig, teils verwundert, und die trotzdem unbekümmert und nur den eigenen Erwartungen verpflichtet lebt und arbeitet und darauf wartet, daß sich die Zeit gefälligst ihr anpasse. Nicht umgekehrt.

Als wir kamen, war noch nicht aufgearäumt, also verfrachtete sie uns in ihren Laden, wo wir unter Gelächter und Grimassenschneiden die Hüte probierten und uns damit unterhielten, uns auszu-denken, was sie wohl kosten würden. Beim Tee, wegen des fehlenden Rums entschuldigte sie sich, gab Eva Franke

von Hause aus kein diplomatischer Mensch, ich bin eher ein mutiger Mensch, aber es ist auch dumm, den Leuten, die die Macht haben — und man ist von ihnen abhängig, wenn man in der Kunst gefördert werden will — wenn man die dann beleidigt, was Wahrheit oft tut.

Auf die Frage, ob sie nicht selbst ein Opfer des Darmstädter Kunstbetriebs geworden sei, antwortet sie:

Da haben Sie wahrscheinlich recht; und es hat ja manche Opfer gegeben, z. B. Hans Erich Nossack und Arno Schmidt. Zum Gloria von Darmstadt sucht man wichtige Leute hierher zu holen. Es gibt einen Bildhauer, der sich nach ein paar Jahren aufgehängt hat, vor ungefähr vier Jahren, weil man ihn hergelotst hat aus einer guten Umgebung, wo er bekannt war und Aufträge hatte, und hier war er plötzlich



Diese Uhr geht vor
sagen viele, wenn sie von
Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft
in Darmstadt sprechen.
Wir werden sie auch im neuen Jahr
nicht zurückstellen.

„Aber an dem Tag, als ich blau und grün angezogen war, hat kein Mensch Bella zu mir gesagt“

ben, und wissen Sie, welche Frauen mir die gebässigsten Blicke schenken? — Das sind die Strichdamen von der Kaiserstraße. Früher habe ich diese Damen nie genau erkannt, und dann sagte mein Mann, aber Eva, das ist doch eine . . .

„Sie sind außerdem noch bekannt, weil Sie meistens zu spät zu Veranstaltungen kommen. Georg Hensel hat mal im Echo geschrieben, Sie zögen dann Ihre Show ab. Und Sie erleben es dauernd im Studentenkeller oder im Filmkreis, man freut sich, wenn Sie endlich kommen, es wird geklopft. Spätestens dann, wenn Sie da sind, kann es losgehen.“

Mich hat mal jemand gefragt, ob ich denn immer zu spät komme, er nahm als ganz selbstverständlich an, daß ich das mit Absicht tue, da war ich soo erstaunt. Kommen Sie mal drei Tage zu mir, dann werden Sie das nie mehr sagen; ich will halt zu viel in die Zeit hineinstopfen und stehe auf Kriegsfuß mit dem Zeitgott. Ich hätte noch das erste Mal die Absicht, zu spät zu kommen, das nehme ich auf einen heiligen Eid. Ja, ganz im Gegenteil, ich renne, daß ich noch pünktlich komme; manchmal habe ich vor der Tür gestanden und habe gesagt, sollste reingehen, jetzt gucken sie wieder alle, und dann habe ich mir gesagt, Eva, biste tapfer, denkst an Götz von Berlichingen, und wenn du die Hälfte bloß gesehen hast. Ich finde, daß mich diese Entscheidung ehrt, die meisten würden sich aus Feigheit umdrehen, weil sie sich nicht ansehen lassen wollen.

Eva Franke, unbekümmert und emanzipiert, die als Religionszugehörigkeit regelmäßig „Heide“ angibt, wenn sie Fragebogen ausfüllen muß, betont:

Ich war einmal katholisch. In der Dreifaltigkeit kommt Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist vor, dreimal maskulin, es muß mindestens eine Frau dabei sein, dann werde ich wieder katholisch.

Ihre Hüte, Ihre Astronauten-Anzüge, bei denen man sich immer fragt, wo der rückwärtige Reißverschluß eigentlich aufgehört und wer ihn öffnen und schließen hilft, sind Ausdruck ihrer Provokation, ihres Spaßes zu schockieren und sich so zu kleiden, wie es ihr paßt. Sie akzeptiert auch keine Grenzen, die festlegen, was man anziehen kann und was nicht. Besondere Erfahrungen machte sie in Rom.

Die Frauen dort haben sehr viel Geschmack, aber nur im Rahmen des „Tragbaren“, und die römischen Männer — da

könnten alle Männer der Welt etwas lernen — werten die Arbeit, die man sich macht mit Anziehen und Make-up, und dort bekommt man „Bella“ gesagt, mitten auf der Straße, und das ist sehr angenehm. Alle deutschen Frauen, die das mitmachen, sind da sehr begeistert. Aber an dem Tag, als ich blau und grün angezogen war, hat kein Mensch Bella zu mir gesagt.

Sie hält Langeweile für die größte Sünde, zu der heute noch Kinder durch ein phantasieloses Erziehungssystem angeleitet werden, und besonders die Langeweile der jungen Mädchen — Rest einer Erziehung des letzten Jahrhunderts — ist ihr ein Dorn im Auge.

Heute haben die Mütter immer noch Angst, daß die Töchter keinen Mann kriegen, denn früher war die Tochter damit versorgt. Im patriarchalischen System war die alte Jungfer die größte Schande, sie war das verachtetste Wesen, und die Frau bekam ihren Wert erst durch den Mann. Das ist noch lange nicht ausgestanden, das dauert noch ein paar Generationen.

Im Schaufenster ihres Hutgeschäftes, das auch manchmal als Galerie für unbekanntere Künstler dient, steht ein Plakat-Pamphlet gegen Krieg und Kriegsvorbereitung. In ihrer Umgebung vertritt sie entschlossen ihre Meinung. Eine Kundin meinte einmal, sie verkaufe philosophisch Hüte. Auch sich selbst gegenüber hat sie wenig Bedenken, ehrlich zu urteilen, zu reflektieren, und die eigene Entwicklung als Künstlerin rückblickend zu schildern.

Ich war ein häßliches Mädchen, aber ich war eigentlich auf schöne Mädchen nie neidisch, obwohl ich damals furchbar gehänselt worden bin wegen meiner roten Haare, und ich habe mich gefragt, warum hänseln sie ausgerechnet mich, es sind doch noch andere mit roten Haaren da. Ja, die große Masse will einen Sündenbock haben, und da wird immer das genommen, was am wenigsten da ist. Durch dieses Hänseln habe ich wahrscheinlich die Kraft entwickelt, mich so individuell anzuziehen.

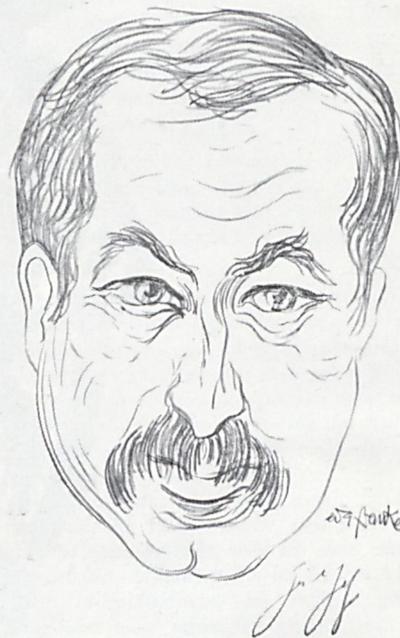
Die Feindseligkeit der Mitmenschen soll man als Provokation zur Selbstentwicklung verwenden. Durch die Beobachtung der anderen fing ich an zu zeichnen. Und zwar durfte das niemand sehen.

Später, bis 1931, studierte sie in Mainz an der Kunsthochschule. Sie war ständig auf der Suche nach Objekten und hielt bei Eisenbahnfahrten, bevor sie ein-

stieg, nach interessanten Profilen Ausschau.

Zuerst habe ich mich nicht getraut, in der Eisenbahn zu zeichnen, dann habe ich ein Blatt in ein Buch gelegt, damit es niemand merkt, dann habe ich gedacht, es ist egal, was die Leute denken.

Im Zug habe ich auch meinen Mann kennengelernt. Wir saßen allein im Coupé und ich habe ihn gezeichnet, und ich



dachte, er merkt es gar nicht, doch beim Aussteigen sagte er: „Na, Frolleinchen, ist es denn was geworden?“ Hach, da habe ich mich geärgert!

Übrigens merken die Menschen, wenn man sie zeichnet, und da habe ich mir manchmal angewöhnt, wenn ich nicht wollte, daß sie es merken, so zu tun, als zeichne ich den Nebenmann oder die Nebenfrau. Das stört etwas, denn es gibt Leute, die wenn sie am Spiegel vorbeigehen, immer ein schönes und anderes Gesicht machen.

Ich zeichne Menschen auch lieber in der Bewegung. Wissen Sie, warum ich das gerne tue? Weil da die Menschen nicht posieren können. Ich habe es oft genug erlebt, wenn ich mal einen Jungen oder ein kleines Mädchen in der Straßenbahn sah, dann bat mich manchmal die Mutter, zum Zeichnen zu kommen, und als ich da war, waren es Puppen und keine Menschen mehr, so waren die abgerichtet.

Im neuen Keller

Neue Räume für den ISK

Evas Vorbilder, Maler, die sie am meisten bewundert, sind Goya, Jawlenski und „natürlich Picasso“. Als sie geheiratet hatte, machte sie ein Hutgeschäft auf, („und ich war gleich sehr teuer“) legte nachträglich ihre Hutmachermeisterprüfung ab und blieb beim Zeichnen: Portraits und Tierbilder, weil das am schwierigsten sei, Abstraktes und Gegenständliches.

Um keiner Manier zu verfallen, läßt sie sich in ihrer idealistischen Unabhängigkeit nicht von einer Kunstrichtung einfangen und beteiligte sich heftig am Streit zwischen Konkretisten und Abstrakten. Sie spricht gern von ihrer Begabung und bleibt doch zurückhaltend, wenn sie ihre Bilder beurteilt. Man merkt ihr aber Vergnügen an, ihre Werke vorzuzeigen.

Ich kann niemals garantieren, ob ein Portrait etwas wird, zum Beispiel Prof. Marcuse habe ich noch nie so gezeichnet, wie ich ihn gern zeichnen möchte. Das ist mir eben noch nicht gelungen.

Mein Ideal wäre es, was wahrscheinlich nie ganz erreichbar ist, für jeden Menschen die Technik herauszufinden, die für ihn adäquat ist.

Übrigens kam mal einer — das war vor zwei Jahren — der wollte mir 400 Mark geben für ein Selbstportrait, aber es hat sich dann herausgestellt, daß er mich heiraten wollte, aber da ich das nicht machte, da wollte er dann auch das Portrait nicht mehr, und ich brauchte es Gott sei dank nicht zu malen. Nein, nein, meine Freiheit will ich so schnell nicht mehr aufgeben.

Sie zeichnet Leute, die ihr über den Weg laufen. Von jeder Veranstaltung bringt sie Portrait-Skizzen mit. Wer hat sie noch nicht in irgendeiner ersten Reihe sitzen und malen sehen.

Ich bin gefragt worden, wann ich mein Darmstädter Skizzenbuch herausbringe, zum Beispiel zum Darmstädter Gespräch, doch ich habe es nicht geschafft, ich muß ja Hüte machen, damit ich existieren kann. Insofern wäre es für mich schon wichtig, daß ich das mal nicht mehr brauchte. Ich könnte auch ein Buch herausgeben: „Berühmte Leute, die Darmstadt besuchten“. Aber wissen Sie, was ein anderer Plan ist: ein „Darmstädter Bestiarium“. Das Vivarium brachte mich darauf. Ob ich rachsüchtig bin? Vielleicht, besser: für ausgleichende Gerechtigkeit.

Wo heute hinter der Otto-Berndt-Halle Scheinwerfer und Gastarbeiter die Nacht zum Tage erheben, vertrieben sich vor zwei Jahren noch andere Ausländer die Nacht — im Keller des Internationalen Studentenkreises (ISK). Über einen dunklen Parkplatz stolperten damals alle Arten von Studenten mit ihren Schönen der Stadtmauer zu, um in schwarzen Kellergewölben unterzutauchen. Im Juli 1967 war es jedoch vorbei mit heißer Musik bei Schummerlicht — Stadtmauer und Keller sollten ernstern Dingen weichen.

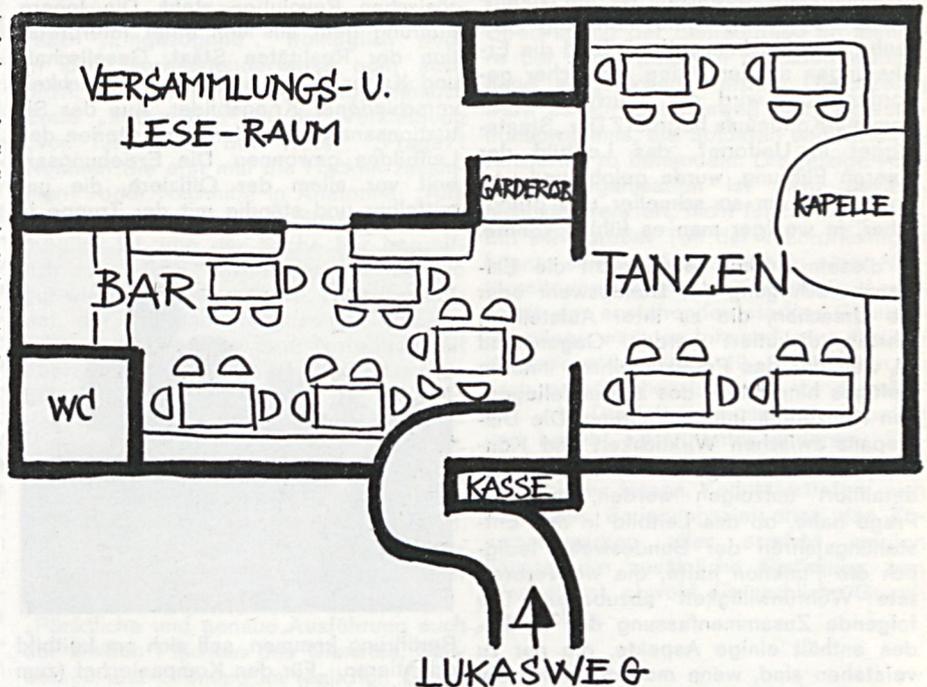
Der ISK mußte sich nach neuen Räumen umsehen. Er brauchte sie nicht nur zur abendlichen Unterhaltung für studentische Nachtschwärmer, sondern auch als Heimstätte für die ausländischen Studentenvereine und als gern zitierten Ort „internationaler Begegnung“ — der ISK

gänge und Einrichtungen zu schaffen), in der Mensa hing ein Plakat, das eine baldige Eröffnung verhiieß, da mußten die Arbeiten plötzlich wieder eingestellt werden: Die Anwohner des Lukasweges hatten eine einstweilige Verfügung erreicht.

Nach einem halben Jahr Gerangel um die Baugenehmigung, über dessen neuesten Stand der Besitzer des „smuggler's inn“ manchmal besser informiert war als der ISK, durfte dann gegen Ende des Sommersemesters 1968 weitergebaut werden.

Ungefähr 100 000 DM wollten verbaut sein, Geld, das von der Vereinigung der Freunde der TH, der TH selbst, der Stadt und einigen Firmen gespendet wurde.

So werden sich viele Studenten freuen, wieder am 12. Dezember unter die Erde



ergänzt die Aufgaben des Akademischen Auslandsamtes in ideeller Hinsicht.

Schon im Dezember 1967 entdeckten fleißige Sucher ein neues Domizil: Die Eichbaum-Werger-Brauerei wollte Teile ihrer Lagerräume im Lukasweg zur Verfügung stellen. Unterhalb des Hochzeitsturmes bedeutete das eine günstige Lage für einen Studentenkeller, auch ein ausreichend großer Parkplatz stand zur Verfügung. Die Stadt Darmstadt erteilte die Baugenehmigung (es waren neue Ein-

gehen zu können, dieses Mal sechs Meter tief. Die gemütliche Enge schwarzer Gewölbe werden sie jedoch vergeblich suchen — die zwanzig Meter lange Halle wurde nur einmal in der Längs- und Querrichtung unterteilt und in der Höhe durch eine abgehängte Decke verringert. Zutritt zu diesem Keller (bis spät in die Nacht) werden wie immer nur Mitglieder haben, allerdings soll das Aufnahmeverfahren vereinfacht werden (Mitgliedsbeitrag DM 3,— pro Semester).

citoyen armé

Zur Wirklichkeit einer bundesdeutschen Leitbildes

„... und die inneren Widersprüche der heutigen europäischen Armeen, deren keine mehr ihr Land wirklich verteidigen kann, sind noch himmelschreiender, noch beleidigender für die Intelligenz ihrer Angehörigen als die der heutigen europäischen Universitäten. Nicht auszudenken, was geschehen könnte, wenn die Soldaten über die Situation, die man ihnen zumutet, so zu denken anfangen, wie es die Studenten seit ein paar Jahren tun...“
Sebastian Haffner

Im April 1956 trat das Soldatengesetz in Kraft. Eine Meinungsumfrage, ob der zeitweilige Militärdienst für junge Männer positiv zu bewerten sei, hatte folgendes Resultat: 55% entschieden sich für positiv, 35% für unnötig, 10% waren unentschieden. Acht Jahre danach antworteten 66% mit gut, 10% mit nicht gut, 24% waren unschlüssig. Die Bundeswehr wird in der Öffentlichkeit als beachtlicher Erziehungsfaktor gewertet. Ist die zunehmende Bejahung eine Leistung der neuen Führungskonzeption? Sind die Erinnerungen an den Krieg schwächer geworden oder wird der Bruch mit dem Kommiß-Kontinuum begrüßt? Der „Staatsbürger in Uniform“, das Leitbild der Inneren Führung, wurde gelobt und verworfen, oft um so schneller und gründlicher, je weniger man es fühlen konnte.

In diesem Artikel sollen nicht die Existenzberechtigung der Bundeswehr oder die Ursachen, die zu ihrer Aufstellung führten, diskutiert werden. Gegenstand ist vielmehr das Politikum ihres inneren Gefüges hinsichtlich des zugrundeliegenden Konzeptes Innere Führung. Die Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Konzept, die die folgenden Ausführungen detailliert aufzeigen werden, legt die Frage nahe, ob das Leitbild in den Entstehungsjahren der Bundeswehr, lediglich die Funktion hatte, die weitverbreitete Wehrunwilligkeit abzubauen. Die folgende Zusammenfassung des Leitbildes enthält einige Aspekte, die nur zu verstehen sind, wenn man die politische Situation der fünfziger Jahre berücksichtigt. Sicherlich hat die Innere Führung das Problem einer demokratischen Armee nicht optimal gelöst. Die anzustrebende Demokratisierung der Bundeswehr wird ein langwieriger Vorgang sein. Die Verwirklichung der Inneren Führung ist eine Einleitung dieses Prozesses. Wie weit ist das Leitbild der westdeutschen Streitkräfte elf Jahre nach der Einberufung der ersten Wehrpflichtigen politische Wirklichkeit geworden? Wie wird der Alltagsdienst der Truppe mit den

abstrakten Forderungen der obersten politischen und militärischen Führung fertig? In einer Dienstvorschrift steht, es sei „... die Aufgabe aller Vorgesetzten, Staatsbürger zu einsatzwilligen, tüchtigen Soldaten zu erziehen. Dieses Ziel wird erreicht durch richtige Menschenführung innerhalb unserer Rechtsordnung sowie durch psychologische Rüstung“.

Das Leitbild

Wie ist es zu dieser „zeitgemäßen Führung und geistiger Rüstung“, zu diesem Leitbild und den Leitsätzen der Erziehung gekommen? Zunächst ist der ganze Komplex keine Erfindung hochgemuter Reform-Obristen, sondern hat eine lange Entwicklung hinter sich, an deren Ausgangspunkt der „citoyen armé“ der Französischen Revolution steht. Die Innere Führung geht aus von einer Interpretation der Realitäten Staat, Gesellschaft und Kalter Krieg, sowie der Möglichkeit verschiedener Kriegsbilder. Aus der Situationsanalyse werden die Kriterien des Leitbildes gewonnen. Die Erziehungsarbeit vor allem der Offiziere, die unmittelbar und ständig mit der Truppe in



Berührung kommen, soll sich am Leitbild orientieren. „Für den Kompaniechef (zum Beispiel) ist die Lösung seiner ‚äußeren‘ Führungsaufgabe zugleich eine Frage der Inneren Führung seiner Einheit.“ Voraussetzung ist „ein menschliches Klima und ein Dienstbetrieb, die unseren Staat und die Pflicht seiner Verteidigung bejahen helfen“.

Das folgende ist komprimiert der Inhalt des Leitbildes:

1. Der „Staatsbürger in Uniform“ engagiert sich für die freiheitliche Grundordnung unserer Demokratie und identifiziert sich mit ihr, zumindest jedoch mit

ihren Entwicklungsmöglichkeiten. Er fühlt sich politisch und sozial verantwortlich gegenüber den Mitbürgern und insbesondere den Mit-Soldaten.

2. Er hat seinen geistigen und gesellschaftlichen Standort, Antibolschewismus ist ihm zu wenig. Er hat nach seinen Möglichkeiten teil am politischen, kulturellen und sozialen Leben seines Volkes.

3. Er hält die sittlichen Normen unserer Ordnung selbstverständlich und notwendig für verteidigungswert. Er trägt treu und mitverantwortlich das staatlich Funktionieren mit. Er ist nie in Gefahr, das Dienen als Selbstzweck zu begreifen.

4. Er ist sich klar darüber, daß im Krieg nur nach gemeinsamen Maßstäben gehorcht und befohlen werden kann. Er erfüllt diese Aufgabe durch mitdenkenden Gehorsam und belastbare Selbstdisziplin. Seine Ausbildung mißt sich an der Kriegswirklichkeit, an der exklusiven Aufgabe tödender Gewaltanwendung. Er ist sich bewußt, daß die Verteidigung nur gemeinsam mit den Streitkräften der freien Welt gelingen kann.

Exemplarisch, anhand von persönlichen Erfahrungen, soll jetzt aufgezeigt werden, wie Leitbild und Leitsätze, also der Geist der Verordnungen und Vorschriften, in der Bundeswehr verwirklicht werden. Zunächst einige politische Aspekte. (Zitate aus dem „Handbuch Innere Führung“)

Politisches

„Sittliche, geistige und seelische Kräfte bestimmen, mehr noch als fachliches Können, den Wert des Soldaten in Frieden und Krieg... So soll die soldatische Erziehung auch seine staatsbürgerliche Bildung fortführen... Staatsbürgerliche Bildung ist keineswegs nur ein Fach... aus ihr formt sich der Stil des militärischen Lebens.“ Die „staatsbürgerliche Bildung“ zu vieler mag bei Eintritt in die Bundeswehr die Minimalforderungen erheblich unterschreiten. Doch das Faktum des außergeleiteten, nur auf quasi-politische Interessen getrimmten Bürgers ist kein Fatum. Die Instrumente „aktuelle Information“ und „allgemeine Information“ müssen aufklären helfen. Welche Gesellschaftsformen gab es und gibt es, welches ist das politische Grundkonzept der bundesrepublikanischen Verfassung (GG)? Während meiner Militärzeit wurden beide „Informationen“ zu wenig und unregelmäßig gegeben. Die Sol-

daten wurden nicht genügend aktiviert, die Vorbereitung der Unterrichtenden war zu oft zu mäßig. Ein Leutnant der Reserve schrieb in der „Zeit“ (47/67): „Es ist gewiß kein Zufall, daß „Bild“ kasernenintern „Offiziersbildungsblatt“ genannt wird; von einfachen Soldaten heben sich dabei viele Offiziere nur dadurch ab, daß sie außer dem Sportteil auch noch die anderen Seiten dieses eingängigen Blattes lesen.“ – „Selbstverständlich muß der Soldat mit höherer Verantwortung diesem Leitbild in erhöhtem Maße entsprechen“ (Handbuch). Dabei stehen in den Einheiten etliche Tageszeitungen zur Verfügung.

Wichtiger noch als politische Tagesinformation ist neben Grundlagenwissen die Vermittlung von Methoden der Beurteilung und von Übersicht über Möglichkeiten aktiven Eingreifens. Lebenswichtig oder „politologische Überforderung“? Zum Vietnam-Krieg beispielsweise hieß es: „Jeder rechtschaffen denkende Bürger...“, es folgt die Bejahung des offiziellen amerikanischen Standpunktes. D. h. erstens Eliminierung der Problematik, zweitens Usurpation der Rechtschaffenheit. Bei allen Themen, die scheinbar Labilität induzieren, wenn sie vielseitig besprochen werden, war die gleiche Neigung zur propagandistischen Masche festzustellen. Vielleicht interessieren noch einige Denkmuster in Uniform: Kriegsdienstverweigerer gleich Drückeberger; oder: Sie haben gedient – wo wird heute noch gedient? – „Selbst guter Dienst für eine schlechte Sache gefährdet die Würde des Soldaten.“ Der Kriegsdienstverweigerung muß wohl ein gewisser Wert zuerkannt worden sein, als das Recht dazu im GG (Artikel 4) niedergelegt wurde, wo doch überall nicht von Auf-, sondern von Abrüstung gesprochen wurde. Mitverantwortung zu tragen, ist – von bestimmten kritischen Situationen abgesehen – unbequemer, als Verantwortung zu delegieren. Nach einer langen Tradition der Dominanz der Sekundärtugenden wie Gehorsam, Ordnung bewahren usw. scheint es „unumgänglich, Unbequemlichkeit zu wecken.“

Freizeit ist unabdinglich, wenn die Militärszeit keine Gettoisierung sein soll, wenn der Soldat am zivilen Leben teilhaben soll. Das schlägt sich konkret nieder in der Notwendigkeit des Wochenendausgangs. Sein Verbot als Strafe war beliebt, weil es meist empfindlich traf; sein Verbot war ein Versagen des Vorgesetzten, wenn er auch dann Gebrauch



davon machte, wenn das Delikt keinen unmittelbar sachlichen Zusammenhang mit dem Wochenendausgang hatte.

Ordnung und Organisation

„Überzeugten Gehorsam vom ersten Tag an zu bewirken, darauf kommt es an... Um Selbsteinordnung und Zucht zu erreichen, ist Ordnung und Zucht zu verlangen, d. h. der Mann muß in sie hineingestellt werden.“ Da wurde dann der gerade „Eingezogene“, womöglich noch in Zivil, vorbeugenderweise oder auch nicht, angeschrien und angeschnauzt. Erste „Information“ in der Verkleidung „von hier weht der Wind“. „Frage?! Nehmen Sie erst mal die Hacken zusammen!“ oder Nachhilfe in Anatomie. „Alle Anforderungen sind dem Soldaten, wo es möglich ist, von der Sache her begreiflich zu machen.“ Scheinbar war dies so gut wie nirgendwo möglich. „Nur der Soldat, der die Bedeutung seiner Aufgabe erkannt hat und von ihrer Notwendigkeit überzeugt ist, wird seine Pflicht treu erfüllen.“ Theoretisch sollte die Zeit, in der Treue ein Automatismus war, abgelaufen sein. „Er muß die Gelegenheit erhalten, sich in der Selbstverantwortung zu bewähren.“ Was traute man dieser Selbstverantwortung zu? „Er“ wurde z. B. zum Speisesaal geführt, wo „er“ unter Aufsicht aß. Manchmal durfte „er“ auch Hände und Eßbesteck vorzeigen.

„Pünktliche und genaue Ausführung auch der kleinen Pflichten des Dienstes, Sauberkeit und Ordnung im täglichen Leben fördern die Disziplin. Der Soldat muß lernen, Disziplin als selbstverständliche Notwendigkeit zu empfinden. Sie schafft unentbehrliche Grundlagen, um größere Aufgaben zu meistern, darf jedoch nicht Selbstzweck werden. Ihre vollendete Form ist die Selbstzucht.“

Stundenlang durfte gereinigt werden, und dann wurde gefunden: Staub im Schlüsselloch, Zahncremereste in der Zahnbürste, Staub an der Hosennaht, ein Wasserfilm im Waschbecken, usw. usw. Betten wurden eingerissen, die stützende

Pappe fehlte wohl, und da wagte es einer, mit dem geächteten Rundschnitt zu erscheinen. Der Aufwärtstrend ist nicht zu leugnen: Spinde mußten zum Nachappell nicht mehr auf den Flur oder Hof getragen werden, Waschräume wurden nicht mehr mit der Zahnbürste gereinigt (wie bei der Wehrmacht).

Die auch für die Bundeswehr unumgängliche Hierarchie ließe sich auf zentrale militärische Arbeiten reduzieren. Im Unterricht beispielsweise könnte sie durch Übertragung der Lehraufgabe an mehrere der sonst passiven Soldaten weitgehend aufgelockert werden. Gleichzeitig wäre es ein Lösungsweg des Organisationsproblems, die Soldaten endlich differenzierter zu behandeln. Die jetzige Ausbildungsorganisation ist nicht flexibel, nicht differenziert, nicht funktional genug. Ein sehr großer Teil der Wehrpflichtigen könnte seine Aufgabe auch in einer Militärszeit von 12 Monaten erfüllen. Angesichts der anstehenden starken Geburtsjahrgänge wäre es lohnend, eine flexible Wehrdienstdauer von 12–15 Monaten, je nach persönlicher Leistung, zu diskutieren. Als Disziplinierungsmittel verboten und beliebt waren unter anderem: Singenlassen, unter „ABC-Schutzmaske“ marschieren lassen, Kollektivstrafen, auch wenn das Erziehungsziel ohne das Zusammenwirken aller erreicht werden könnte, die zusätzliche Einteilung zum Wachdienst, obwohl die sachliche Grundlage fehlte.

Denkmuster

„Seine Sprache soll schlicht und treffend, aber nicht ohne Wärme sein, Phrasen machen unglaubwürdig, Ironie verletzt...“ Für den Kasernenjargon gilt: je primitiver und ordinärer, desto soldatischer. Schließlich sind wir hier beim Militär! Gibt es das Ewig-Militärische? Noch einige sehr gängige Denkmuster sind: Dienst ist Dienst – in der Freizeit „zivil“ als ein Zivilist. Dazu der Frankfurter Soziologe W. Mosen: „Die Absolution von der Übertretung ziviler Normen durch

den Vorgesetzten überträgt der Soldat auch auf andere Fehlritte gegen Moral und Recht der Zivilgesellschaft“. Oder: Sie können machen, was Sie wollen, Sie dürfen sich nur nicht erwischen lassen! Der Unterführer, der das sagt, ist entweder nicht „Staatsbürger in Uniform“, oder er empfindet die Unmenge von Verordnungen und Befehlen als Über-Reglement.

Gefechtsausbildung

Ein heikler Punkt ist die Frage nach der Angemessenheit der Gefechtsausbildung an die Kriegswirklichkeit. So wird es jedoch heute kaum zugehen: „die mich als Rekruten den Sturmangriff mit Hurra über die Pleine auf ein im Wald verstecktes MG-Nest lehrten“ (aus der FAZ), oder eine andere Erfahrung: „Und auch auf dem Übungsplatz, wo einen oft genug das fatale Gefühl höheren Indianerspiels begleitet, kann man nicht denselben Einsatz erwarten wie im Ernstfall“ (aus der „Zeit“ s. o.). Die zunehmende Technisierung bewirkt, daß die Vernichtung indirekter wird. Die Tendenz zur Verniedlichung oder Kaschierung der grausamen Aspekte wächst. Besonders bewußt wurde mir das beim Vergleich deutscher und amerikanischer Gefechts-Lehrfilme. Die unseren wirkten vergleichsweise kitschig und pathetisch. Dazu trugen Aufmachungsart wie etwa die Musik als auch Inhalt wie z. B. peinlich korrekte Kleidung bei.

Fazit

Zu viele Offiziere begreifen die Innere Führung als Nebenstelle der Militärseel-

sorge. Was ist dran an dieser Behauptung? Nun, ich möchte nicht ein Denkmuster anwenden, das ich in der Bundeswehr weit verbreitet fand. Es leitet sich aus einem Mißverständnis des § 17 Soldatengesetz her, der die Pflicht zu einwandfreiem Verhalten in und außer Dienst enthält. Das Ansehen der Bundeswehr in der Öffentlichkeit kann gar nicht durch einen betrunkenen uniformierten Rüpel geschädigt werden. Der Erfahrungsbereich des Urteilenden ist fast immer viel zu klein, um vom konkreten Fall auf die Bundeswehr als ganzes extrapolieren zu können. Für meinen eigenen militärischen Erfahrungsbereich galt, daß das Leitbild zu wenig mit dem gemein hatte, was im Alltagsdienst praktiziert wurde. Man mag dazu verschiedener Meinung sein, für besorgniserregend halte ich es jedoch, daß mir kein Truppen-Offizier begegnet ist, der ernsthaft auch nur versucht hätte, das Leitbild zu realisieren. Man begriff es nicht als Ideal, sondern als Illusion. Welche Gründe gibt es dafür? Häufige Antworten sind: „Wie kann es den ‚Staatsbürger in Uniform‘ geben, wenn wir keine Staatsbürger bekommen?“ „Wir können in 18 Monaten nicht nachholen, was in 18 Jahren versäumt worden ist.“ Die zutreffende Schwierigkeit den Soldaten von Demokratie zu überzeugen, gerade dann, wenn sie dem Staatsbürger am meisten stinkt, gilt jedoch nur für einige Aspekte. Das Abgleiten in den Kommiß, und das Leitbild scheint bisher die einzige, wenn auch unvollkommene Alternative dazu zu sein, wird sich immer da vollziehen, wo es sich beide Seiten, Vorgesetzte wie Untergebene, zu bequem machen. Die Entsprechung „die Bundeswehr ist so gut

oder so schlecht wie unsere westdeutsche Gesellschaft“ trifft nicht zu. Ich beabsichtige nicht, hier dem Rechtspositivismus in der Bundeswehr das Wort zu reden — nicht durch Über-Reglement, sondern aus dem Geist der Grundkonzeption sollen die Alltagsprobleme angepackt und gelöst werden. Noch einmal: Es gibt nicht ein Betriebsbild für die Bundeswehr, nicht einmal für die Kampftruppen im weiteren Sinn. Die Bundeswehr ist so inhomogen wie es weniger durch ihre Größenordnung als vielmehr durch ihre starke funktionale Differenziertheit vorstellbar wird.

Eingriffsmöglichkeit

Die Friedensstärke der Bundeswehr beträgt rund 450 000 Mann. Dieser Zahl steht ein Reservisten-Potential von zur Zeit 1,3 Millionen Mann gegenüber. Von Zeit zu Zeit werden Zivilisten daran erinnert, daß sie Reservisten sind. Wehrübungen sollten aber nicht nur den Ausbildungsstand der Schattenarmee halten oder heben, sondern nicht unwesentlich das Betriebsklima der Truppenteile, zu denen man einberufen wurde, auffrischen. Wir können uns keine militärische Organisation leisten, die von Militärs mit durch die Arbeitsrealität geförderten „Schmalspurdenken“ geformt wird. Wenn die politisch-demokratische Substanz in Ausführungsbestimmungen zum Leitbild und tatsächlicher Ausführung ständig geringer wird, ist der Reserve keine Ruhe vergönnt. Gerade für die subalternen Führer gilt es, sich bewußt zu werden, daß der Geist einer Milizarmee nur dann demokratisch sein kann, wenn ihr Handeln ein spürbares Korrektiv bedeutet.



RAFFINERIE KARLSRUHE

sucht

Diplom-Ingenieure

der Fachrichtungen
allgemeiner Maschinenbau
und Verfahrenstechnik

Wir bieten leistungsgerechte Bezahlung, berufliche Entwicklungsmöglichkeiten und vorbildliche Sozialleistungen (Pensionsplan etc.).

Kurzbewerbungen — evtl. auch telefonisch — an ESSO A. G., Raffinerie Karlsruhe, Personalabteilung, 7500 Karlsruhe 21, Postfach 210345, Tel. 0721/5962 226 (Durchwahl) erbeten.

sport an der th

Fußball

Im Fußball hat für die Mannschaft der TH Darmstadt die Saison schon wieder begonnen. Vorerst geht es in der Vorrunde um die Deutsche Meisterschaft darum, einen der ersten drei Plätze in der Gruppe III zu belegen, um in die Zwischenrunde vordringen zu können. In einem letzten Vorbereitungsspiel wußten die THD-Fußballer in Karlsruhe zu überzeugen. Gegen die Studentenvertretung aus Karlsruhe gab es nach hartem Kampf einen verdienten 3:2 (2:0)-Erfolg. Die Tore für die TH Darmstadt schossen dabei Alexander und Scholl. Als es dann zum ersten Vorrundenspiel in Freiburg kam, hatte unsere Elf allerdings sehr viel Pech und zog mit 1:2 (1:1) den kürzeren. Hahn hatte die TH Darmstadt schon gleich zu Beginn mit 1:0 in Führung gebracht, aber die Freiburger glichen noch vor der Pause aus und kamen kurz vor Schluß zum alles entscheidenden Treffer. Viel besser lief es dann für die Studenten der TH Darmstadt beim ersten Heimspiel gegen die Uni Heidelberg. In der ersten Spielhälfte war die Begegnung noch ausgeglichen, aber der 1:0-Führungstreffer durch Klaus Hahn gab der TH Darmstadt enormen Auftrieb und durch Alexander und Moll gab es dann noch einen überlegenen 3:0-Erfolg für die Studenten der THD.

Basketball

Wie nicht anders zu erwarten, spielen die Basketballer der TH Darmstadt bei den Vorrundenspielen um die Deutsche Hochschulmeisterschaft nur eine untergeordnete Rolle. Schon in einem Vorbereitungsspiel, das gegen die Oberliga-Mannschaft der TSG 1846 Darmstadt mit 54:60 verloren wurde, machten sich viele Schwächen in den Reihen der Darmstädter Hochschulmannschaft bemerkbar. Das erste Spiel um die Vorrunde mußte ausfallen, weil die Uni Freiburg wegen

Mannschaftsschwierigkeiten zurückziehen mußte. So kam es dann eine Woche später zu der erwarteten klaren Niederlage unserer Studentenmannschaft gegen die Vertretung der Uni Heidelberg (47:67).

Handball

Auch in diesem Jahr führte der Handballkreis Darmstadt wieder seine Hallenhandball-Vorbereitungsrunde durch. Unter anderen beteiligte sich auch eine Mannschaft der TH Darmstadt an diesen Vorbereitungsspielen. Im ersten Treffen gegen die TG Ober-Roden waren die Darmstädter Studenten klar besser und siegten hoch mit 16:4. Auch im zweiten Spiel kamen die Studenten zu einem, allerdings schon viel härter erkämpften 12:9 (5:4)-Erfolg über die Vertretung der TG Bessungen. Im Spiel gegen den SV Darmstadt 98 konnte unsere Mannschaft nicht überzeugen. Schon zur Pause lagen die 98er mit 9:8 knapp in Front. In der zweiten Hälfte gelang es den Studenten nicht mehr, dem Spiel noch eine entscheidende Wende zu geben; sie unterlagen mit 14:17.

Viel besser als diese Vorbereitungsrunde lief für die Studenten das erste Vorrundenturnier um die Deutsche Hochschulmeisterschaft der Gruppe II in Frankfurt. Vier Studenten-Mannschaften – Wirtschaftshochschule Mannheim, Uni Frankfurt, TH Saarbrücken und TH Darmstadt – kämpften um die beiden ersten Plätze, die zur Teilnahme an der ersten Zwischenrunde berechtigen. In sehr guter Verfassung stellten sich die Studenten der TH Darmstadt vor. Sie waren allen Gegnern technisch und spielerisch überlegen und erkämpften sich mit drei souveränen Siegen den ersten Platz: gegen Mannheim mit 14:5 (9:4), gegen Saarbrücken mit 21:13 (10:4) und gegen Frankfurt mit 25:13 (14:8). Den zweiten Platz belegte die Wirtschafts-Hochschule Mannheim.

Tischtennis

Einen außerordentlich starken Eindruck hinterließen die Tischtennispieler der TH Darmstadt in den Vorrundenspielen um die Deutsche Hochschulmeisterschaft. Schon der 9:3-Sieg unserer Mannschaft in ihrem ersten Spiel bei der Uni Freiburg zeigte, daß sich die Studenten der TH Darmstadt viel vorgenommen haben, um auch diesmal wieder die Zwischenrunde zu erreichen. Ein kaum erwartetes 8:8-Unentschieden gelang ihnen in ihrem zweiten Spiel gegen die Uni Heidelberg, nachdem die Heidelberger schon mit 7:3 geführt hatten.

Schach

In Berlin wurde das Finalturnier der bundesoffenen deutschen Hochschul-Einzelmeisterschaft im Schach ausgetragen. Die zwölf Teilnehmer hatten sich in Vorrundenspielen für das Finale qualifizieren müssen. Sieger wurde Nationalspieler Johannes Eising von der Uni Köln mit 9 Punkten aus 11 Partien. Auf dem 9. Platz lag zum Schluß der Darmstädter Stadtmeister Peter Kopp von der TH Darmstadt mit 4 Punkten.

Reiten

Eine Mannschaft der TH Darmstadt beteiligte sich am dritten internationalen Hochschul-Vergleichsturnier im Reitsport, das die Uni Frankfurt in Dillingen ausrichtete. Gerd Kindinger belegte in der Einzelwertung der Vielseitigkeitsprüfung und in der Springprüfung der Klasse L jeweils einen sehr beachtlichen dritten Platz. Ebenfalls einen dritten Rang belegte Hans Friedrich Mäder in der L-Dressur. Die Mannschaft der TH Darmstadt belegte mit Gerd Kindinger, Hans Friedrich Mäder und Florian Geier unter 15 teilnehmenden Mannschaften einen sehr guten vierten Platz.

Karl-Heinz Klöpfer



Wenn's um Sport geht,
immer zuerst zu

sport hübner

Darmstadt · Ernst-Ludwig-Straße 11 · Ruf 70194

vermisches

Kräftig

Warum in der demokratischen Schweiz auf den Pfiff eines einzelnen Polizisten harmlose Passanten als vermeintliche Demonstranten verprügelt wurden, warum in Zürich, um Demonstrationen zu provozieren, ein Demonstrationsverbot verhängt wurde, warum die Schweizer Polizei Wasserwerfer in Deutschland bestellt hat, wie es in Berlin zum „2. Juni“ kam, warum auch in anderen Großstädten der Bundesrepublik Demonstranten brutal niedergeknüppelt wurden, dies alles wird völlig klar, wenn man eine Anzeige in „rtv“ für „Geriatric Pharmaton“ liest:

Schweizer Mittel für Stärkung unserer Polizei!

Vom Polizeibeamten werden bis ins Pensionsalter große körperliche Anstrengungen, volle geistige Beweglichkeit, ein gutes Gedächtnis, robuste Gesundheit und starke Nerven gefordert. Andererseits werden gerade diese Eigenschaften bei der Polizei Tag für Tag besonders strapaziert. Es lag daher nahe, hier einmal die altersbedingten Abnutzungserscheinungen zu prüfen und sie durch ein neues Schweizer Präparat, mit dem anderwärts schon aufsehenerregende Erfolge erzielt wurden, zu stoppen oder gar rückgängig zu machen. Ein Großversuch läuft bei den Polizeikörpern in Berlin, Köln und einigen anderen Großstädten. Er soll den einzelnen Männern neue Kräfte zuführen.

Inzwischen dürfte dieses großartige Schweizer Mittel international – vor allem in mexikanischen Polizeikreisen – bekannt und erprobt sein. Die Berliner Studenten haben vor kurzem ihrerseits auch einen Großversuch gestartet und die Wirkung war schlagend und umwerfend. Der Schluß der Anzeige („Der Polizeitest wird es bestätigen“) dürfte sich inzwischen bewahrheitet haben; die Ergebnisse der studentischen Versuchsreihe bleiben abzuwarten. ws

Abfertigung

„Es gibt keine Regelung, die irgend wen zu bevorzugter Abfertigung an der Ausgabe berechtigt“, so heißt es neuerdings an den Ausgaben für das Mensaessen. Seither hat erfreulicherweise das Vordrängen von Hochschulbediensteten vor die Schlange der Studenten aufgehört. Der Spruch hat noch einen Effekt: er entlarvt die Haltung des Studentenwerks gegenüber seinen Kunden, pardon, gegenüber seinen Benutzern. In einer Zeit, in der Behörden, Bahn, Post den Staats-

bürger beraten, wo er Rat sucht, und bedienen, wo er einfach eine Dienstleistung beansprucht, fertigt das Studentenwerk fröhlich weiter ab. Es ist eben doch eine Anstalt öffentlichen Rechts, in der sich ein immobiles Beamtentum breitmacht, das abzubauen manche Behörde bemüht ist. Von einem modernen, nach ökonomischen Prinzipien geführten Unternehmen – das schließt Menschlichkeit ein – kann beim Studentenwerk offenbar nicht die Rede sein.

Das Studentenwerk ist ein Dienstleistungs- und kein Abfertigungsunternehmen. Gerade das CDU-Mitglied, der Stadtverordnete und Geschäftsführer Reißer sollte das wissen. kf

Toleranz oder der Bart

Eigentlich faßte ich den Entschluß aus reiner Opposition: Mein Vater hatte bärtige junge Leute Gammler, Nichtstuer, ungepflegte Schmutzfinken genannt – er „werde keinen einstellen“. – Nun, man würde sehen.

Aufgrund der obigen Äußerungen erschien ein kontinuierlicher Bartwuchs zu Hause unmöglich, nur ein Knalleffekt war diskutabel. Das Semester begann: Eine Woche lang bot ich meinen Kommilitonen den nicht gerade gepflegten Anblick eines Unrasierten...

Erste zaghafte Fragen: „Willst du dir...?“ „Sie wollen doch nicht etwa?“ – was sollte das eigentlich, man sah doch.

Meine Umgebung hatte sich bald an meinen neuen Anblick gewöhnt. (Meine Korporation deklarierte mich – welch Vertrauen – für den Nikolausball zum Heiligen Mann.) Zuhause wußte man jedoch noch nichts. Vier Wochen wartete ich ab, während des Freitags mein ahnungsloser Vater gemütlich mit seinem bärtigen Sohn am Telefon plauderte. Dann – eine Woche vor dem geplanten Besuch – wurde die Sache zu Hause durch einen Bekannten ruchbar. Alte Vor-

urteile wurden fieberhaft aufgebaut, hinter neuen sich verschanzt: „...braucht neue Paßbilder...“, „...fällt durch jede Prüfung...“, „ich werde nicht mit ihm über die Straße gehen!“

Ich kam. Mutter und Geschwister amüsierten sich über den neuen Anblick. Ich betrat das Wohnzimmer. Mein Vater legte seine Zeitung aus der Hand, stand auf und gab mir die Hand. Ich ließ mich



müde in den nächsten Sessel fallen. Er verließ wortlos den Raum.

Abend. Die Familie hatte sich zum Lesen zusammengefunden. „Cornelia, könntest du einmal den Krimi im Zweiten anstellen.“ Meine Schwester gehorchte. Das Stück war langweilig. Einer nach dem anderen verließ das Zimmer. Er harpte aus – nein mit ihm sprach er nicht.

Buß- und Betttag. Für meine arme Mutter war neben ihrem verzweiferten Gemahl eine schlaflose Nacht vergangen. Mein Vater schlief lange. Ohne einen Ton nahm er neben der eifrig diskutierenden Familie sein Essen ein.

Danach hatte er mit mir „reden“ wollen. Gottlob blieb ihm und mir diese nervliche Belastung dadurch erspart, daß meine Mutter ihn von der Zwecklosig-

Dipl.-Wirtsch.-Ing.
RUDOLF WELLNITZ

Hochschulbuchhandlung

Darmstadt, Lauteschlägerstraße 4
Direkt an der Hochschule

Technisches Antiquariat

Darmstadt, Magdalenenstraße 19
Am Kraftwerk der TH

keit dieses Unterfangens überzeugt hatte; „reden“ würde ich nicht mit mir lassen, nur reden.

Er ging spazieren, kam zurück, nahm das Auto und fuhr fort. Ich sah ihn nicht mehr, meine Mutter brachte mich zum Bahnhof, mit Mühe konnte sie sich der Tränen enthalten...

Bis Weihnachten fahre ich nicht mehr nach Hause. – Was dann? Soll ich wieder mit Bart kommen und das Fest für Mutter und Geschwister zur Hölle machen?

Oder soll ich ihn abnehmen? ...

... Und meinem Vater zu Weihnachten die Illusion wiederschenken, er sei ja „in seiner Erziehungsmethode kaum autoritär und intolerant zu nennen...“? ? ?

Andreas

Imhoffs Demonstrations- techniken im Schloßkeller

„Entweder ich mache eine Aktion oder alles ist Scheiße.“ So schnodderte Hans Imhoff, Student und Fabrikarbeiter aus Frankfurt, ins Mikrofon und ließ damit gleich zu Anfang seiner Veranstaltung über Demonstrationstechniken die Katze aus dem Sack.

Der Schloßkeller war am 8. November gut gefüllt. Fast alle Gäste hatten eine Mark fünfzig bezahlt und saßen bei Bier und Glühwein bequem in ihren Sesseln und – warteten. Auf was? Hans Imhoff und sein Gehilfe (hieße er „Wagner“?) saßen schon vorne und plauderten sich ein. Imhoff (kauend): „Soll ich einen Vortrag halten oder eine Aktion machen?“

Das Publikum war angesprochen, doch eine Mark fünfzig Eintritt und Imhoffs voller Mund erzeugten nur ein paar Lacher. Um es gleich vorweg zu nehmen: Das Publikum blieb für diesen Abend zum allergrößten Teil bei dieser Haltung – es wollte hören, wie es morgen demonstrieren sollte. Aber Imhoff („Ich muß schlecht reden, sonst bin ich viel zu gut.“) kam über einige Äußerungen gegen die jüngsten Berliner Aktionen („Das ist ja Terror.“) und unverbindliches Theoretisieren nicht hinaus: „Die Theorie entscheidet sich in der Aktion.“ Das Publikum hatte zu wenig zum Lachen. Es wartete immer noch auf die große Sensation: „Imhoff langweilt!“

Aber Imhoff: „Hab ich mich eingeladen?“ Dann wurde er autoritär: „Ob ihr

mich versteht oder nicht, ist doch Scheiße.“ Die Darmstädter Studenten waren noch nicht reif für Imhoff oder Imhoff war nichts für Darmstadts anspruchsvolle Studenten. Wer weiß.

Imhoff propagierte in einem letzten Anlauf seine Entdeckung der Identifikation mit dem Abstrakten: „Das Publikum identifiziert sich mit etwas Funktionslosem, mit dem Abstrakten, etwa mit dem zeitlichen Ablauf eines Theaterabends. Auch wenn es ein sinnloses Stück vorgesetzt bekommt, bleibt es bis zum Schluß sitzen, um wenigstens etwas vom Abend zu retten.“

Auch im Schloßkeller versuchte man auf die gleiche Weise den Abend zu retten. Man wartete weiter. Imhoff wollte aber keine Identifikation, sondern eine Aktion „oder alles ist Scheiße.“ Seine Zuhörer warfen mit faulen Äpfeln und Flaschen. Imhoff: „Demonstration ist Masochismus höherer Art – also unnötig.“

Die Ansicht eines Besuchers: „Er blödelte, aber er sollte doch verständlicher sein.“ Andere Meinungen waren nicht differenzierter, so daß Imhoff weiter Autorität für sich fordern konnte („Vorsicht, Imhoff weiß zuviel!“), viel wurde aber nicht mehr daraus.

Das Publikum verlor sich in allgemeines Genörgel. Die Veranstalter glaubten sich für ihre Gäste schämen zu müssen.

Doch Imhoff brauchte kein Mitleid. Er wollte das Heil einer neuen Denkweise nach Darmstadt bringen, Geduld und einen Jünger hatte er schon („Ich brauche eine neue Mitarbeiterin.“). Die einen hielten ihn nur für nett aber doof, die anderen für verkannt („Imhoff ist der Größte.“). So konnte er nach drei Stunden aktionsloser Aktion sagen: „Jetzt gehe ich noch ein Interview, wenn ihr wollt; dann gehe ich aber“ und ging.

eb

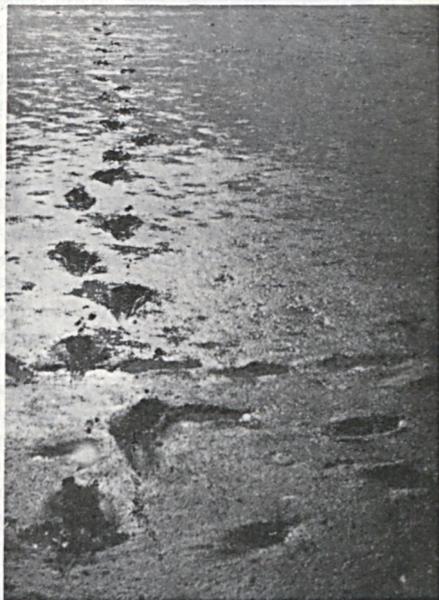
Agit-Pop

Da gibt es einen Mann, der tief in den Bayrischen Wald hineingeht, um in dieser gottverlassenen Gegend in einem Bachbett Steine umzudrehen und bei besonderer Schönheit eines Steines diesen zehn Meter weiter fortzutragen, von dort „wo ihn die Natur grausam hinwarf und vergaß“. „Jahrtausende lagen diese Steine unberührt – bis ich kam.“

Dieser Mann heißt Bazon (=der Schwätzer) Brock. Auch bekannt als Mister Germany, Deutschlands schönster Dichter, Pop-Prophet, Lehrer der Nation, Meister

der offenen Form, Messias einer Erlösung vom Konsumzwang, Verbokrat und Beweger.

Bazon Brock (32) hat auch einen Beruf: er ist Dozent für Nichtnormative Ästhetik (was immer das ist) an der Staatlichen Hochschule Hamburg. Am 14. 12. 68 kommt er nach Darmstadt (Studenten-



Reproduktion

keller im Schloß, 20.00 Uhr) und wird eine Vorlesung über sich selbst halten. Da Bazon Brock Bazon Brock für den Größten (Happening-Künstler), Schönsten (Mann Deutschlands) und Klügsten (sein IQ ist um 4 Punkte höher als der von Einstein) hält, darf man auf diesen Abend gespannt sein. Weitere Anhaltspunkte über Bazon, den Schwätzer und Professor: Er ist Erfinder der „Wegwerfbewegung“, Präsident der Gesellschaft zur Erforschung der Zukunft, die unter anderem für die Abschaffung des Todes plädiert, war 1959 in Hamburg an der „Hundertwasser-Linie“ beteiligt, die durch Polizeieinsatz abgebrochen werden mußte, vergoldete in Frankfurt auf der Hauptwache den Hausfrauen das Brot, Uhren, Schuhe usw., um „das Lokalkolorit“ zu verschönern, verkauft in seinen Vorlesungen Eis, fordert seine Studentinnen auf, ihn spontan zu küssen (Anregung für Darmstadt?), und empfiehlt seinen Mitmenschen das Fotografieren, Endziel: Reproduktion der Erde 1:1. sei

neue bücher

Robert Musil:
Sämtliche Erzählungen
 Rowohlt-Verlag, Reinbek 1968,
 380 S., DM 10,80

Als vor wenigen Monaten „pardon“ mit ihrem Coup auserlesene Kritiker, Rezensenten und Lektoren bloßstellte, als ein Auszug aus Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (siehe dds Nr. 87) von diesen Leuten verkannt und mit unbekümmerter Überlegenheit als unbrauchbar abgelehnt worden war, weil literarische Texte den hochgestochenen Kriterien solcher Deutschlehrer nur im Zusammenhang mit dem Etikett eines namhaften Autors genügen, da erbosten sich Schreiber von ZEIT und FAZ mit empörten Entschuldigungen, da triumphierte Krämer-Badoni im Darmstädter Echo, weil er nahezu als einziger den vorgelegten Text anerkannt hatte, da schämte sich Robert Neumann öffentlich, und da hörten sicherlich Zehntausende deutscher Leser den Namen Robert Musils bewußt zum erstenmal als den eines außerordentlich bedeutenden Schriftstellers.

Der Rowohlt-Verlag brachte nun in diesem Jahr Musils „Sämtliche Erzählungen“ in einer preiswerten Sonderausgabe heraus. Der Band enthält: „Die Verwirrungen des Zöglings Törless“, „Das verzauberte Haus“, „Vereinigungen“ (2 Erzählungen), „Drei Frauen“ (Novellen), und aus dem „Nachlaß zu Lebzeiten“ 4 „Geschichten, die keine sind“ und „Die Amsel“.

Distanziert und genau schildert Musil in seinen Erzählungen mit unvergleichlichem Sprachvermögen die sich widerstrebenden Einfälle, Stimmungen und Spannungen der handelnden Personen. Während James Joyce versuchte, die Wirklichkeit, deren sich einzelne Menschen bewußt werden können,

durch Ketten von Assoziationen und einstromenden Sinneseindrücken darzustellen, verfolgt Robert Musil — besonders gespannt in den „Vereinigungen“ — Assoziationen und Anwendungen zurück bis in die Tiefen unbewußter Bewegung; er komponiert das Gefüge des gedanklichen Ablaufs, breitet die sich verflechtenden Ahnungen aus als lebendiges Reagieren auf einem Fluß seelischer Erregung und überträgt die dumpfen, dunklen Gründe menschlichen Empfindens in klare, anschauliche Zeichnungen als deren Abbilder; er ergänzt den Wirbel wenig bewußter, undeutlicher Erwartungen zu lebendigen, sich unablässig wendenden, sich abwandelnden Bildern, strukturiert eigentlich gestaltlose ungewisse Schemen des Gefühls und verfolgt in unzähligen einzelnen Weisen eigenartige Reflexionen.

Dabei entstehen prägnante, ironisch durchleuchtete Bilder ohne mystisch trüben Schwulst; so genau und ohne ideologischen Hintergrund hat bisher kein Dichter differenzierte geistige Vorgänge dargestellt.

Daneben, weil die Motive der Personen verfolgt und aufgenommen wurden, erhält die sich um diesen Ausdruck der Seelen webende Handlung eine präzise, vollständige Kontur; Motive sind der Anlaß für unerhörte Ereignisse, die seelischen Spannungen setzen sich in Handlungen fort und sind Voraussetzung für die sich ergebenden Szenen.

Der seine Figuren beobachtende Dichter wertet dabei ironisch und manchmal trocken das Schicksal, die Einfälle und Lebensarten der Menschen, erzählt eine Geschichte, oft spannend und fesselnd allein die bloße Handlung.

Robert Musils Erzählungen, hergestellt ohne Anleihen an frühere literarische Modelle, sind Abbilder einer erfahrbaren Wirklichkeit. dr

Louis F. Peters: Kunst und Revolte
Das politische Plakat und der Aufstand
der französischen Studenten
 Du Mont Aktuell, 151 S., DM 9,80

Dr. jur. Louis F. Peters, Jahrgang 1939, war während der französischen Mai-Juni-Revolte in Paris. Sein zweites Buch über die Studentenunruhen in Frankreich zeigt eine beinahe vollständige Abbildung der über 300 Revolutionsplakate.

Einer kurzen und übersichtlichen Einleitung über das politische Plakat „als Kunst“ — „Die soziale Auflehnung ersetzt die poetische, so daß es keine andere Poesie mehr gibt als die der Revolution“ —, „als Massenmedium“, „als historisches Dokument“, einer Einleitung über die „historische Entwicklung des Plakates“ und über Plakathalt und -stil, folgt der Hauptteil „Das politische Plakat als Dokumentation der Mai-Juni-Revolte“. „Das politische Plakat als Kampfmittel der französischen Jugendbewegung“, „Künstler in der Revolte“.

Die sogenannte Dokumentation der Revolte erweist sich als lückenhafter und hilfloser Kommentar eines Gern-liberal-sein-wollenden, der moralische und vergleichende Aspekte des Aufstands nicht außer Betracht lassen will, allerdings nie seine juristische — das heißt autoritäre — Schulung verleugnen kann. Der Autor verurteilt das inhumane Vorgehen der französischen Polizei mit einem Hieb mit der Fliegenklappe nach deutschen Demonstranten und kann die Sache und die Gewalt der französischen Studenten solange bejahen, als es bei einer „revolution essentielle“ blieb (bis zum 11. Mai). Peters gerät durch seine Sympathie zu den französischen Studenten und Künstlern — bei spürbarer Ablehnung deutscher Studentenrevolutionäre — und durch seine Bejahung staatlicher, nicht unbedingt gaulistisch-absoluter Autorität in einen inneren Konflikt, der bei seinen Kommentaren und Behauptungen offenbar wird.

Manche seiner Behauptungen oder eher Philosophien wirken lächerlich, denn die Sokrates-Weisheit „Ich weiß, daß ich nichts weiß“ hat einen langen Bart und macht Peters auch nicht klug: „Vor uns steht die Bedrohung durch eine permanente geistige Manipulation, die nur durch eine permanente geistige Erwachsenenenerziehung gebannt werden kann. Diese Erkenntnis hat zum Bruch der Jugend (in der Welt) in zwei Lager geführt: Die einen haben die Hoffnung, daß noch Heilmittel gefunden werden können. Die anderen haben keine Hoffnung mehr und suchen dafür ihr Heil in der Zerstörung. Die letzteren sind dumm, die anderen bedauernswert. Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man lebt, weder individuell noch kollektiv, ohne Sinn des Lebens, ohne Philosophie und ohne Hoffnung. Leben heißt fortan, sich keiner Sache sicher sein.“ ws

Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg

Neuerscheinungen Dezember 1968

1106/07 Johannes R. Becher: Abschied
 2156 Suzanne Blanc: Bleib weg, wenn sie putschen
 2157 John Holbrook Vance: Das tödliche Tal
 8009 Prof. Dr. R. R. Bell: Voreheliche Sexualität

Januar 1969

1111 Alberto Moravia: Die Verachtung

1112/14 Simone de Beauvoir: In den besten Jahren
 1118 Ladislav Mnacko: Wie die Macht schmeckt
 1119 Anna Seeghers: Ausgewählte Erzählungen
 1154 Che Guevara: Brandstiftung oder neuer Friede? Unveröffentlichte Texte
 2158 Mark McShane: Stirb, weil du kein Mörder bist
 8011/12 Prof. Dr. Gebhard/Pomeroy/Martin/Christenson: Schwangerschaft, Geburt, Fehlgeburt, Abtreibung
 310/11 Günther Schiwy: Der französische Strukturalismus.

Ansgar Skriver
Soldaten gegen Demokraten
Information Sonderband
Verlag Kiepenheuer & Witsch
197 S., broschiert, DM 10,00.

Ansgar Skriver, politischer Redakteur beim Westdeutschen Rundfunk, schrieb dieses Buch über die „Militärdiktatur in Griechenland“ gegen das Vergessen. Offizielle Dokumente, Pressemeldungen, Kommentare, Statistiken, Protokolle, Interviews usw. wurden hier zu einem Informationsband zusammengetragen, der aus „tausend“ Details einen umfassenden Überblick vermittelt über die „Nationale Revolution“ in Griechenland am 21. April 1967, über die Vorgeschichte, über Widerstand, über internationale Auswirkungen oder auch Nicht-Auswirkungen, über griechische Wirtschaft, Kulturpolitik, Kirche, Verfassung und die Praxis der Macht, einen Überblick sowohl über das Scheitern des betrogenen Königs als auch über die Unmenschlichkeit des Militärregimes. Zu jedem Informationsmosaik sind eine oder mehrere Quellen angegeben. Sollte sich der Leser eine ähnliche oder gleiche Meinung — die Fülle des gesamten Materials zwingt ihn zur Auseinandersetzung und Stellungnahme — wie der Autor bilden, so wird es kaum daran liegen, daß der Autor eine eigene Meinung vertritt. Ansgar Skriver im Vorwort zu seiner Dokumentation: „Die Meinung des Autors ist auf diesen Seiten erkennbar. Sie hat sich während des Schreibens gebildet.“

Gabriel und Daniel Cohn-Bendit:
Linksradikalismus — Gewaltkur gegen die
Alterskrankheit des Kommunismus
rororo aktuell Bde 1156/1157, DM 3,80

Ein Deutschlehrer und ein Soziologiestudent schreiben für die linken Geschäftemacher von Rowohlts ein Buch über den Mai-Juni-Aufstand: „Dafür zahlen sie dicke Gelder, obwohl sie genau wissen, daß dieses Geld für Molotow-Cocktails verwendet wird. Sie halten die Revolution für unmöglich. Leser, beweist ihnen das Gegenteil!“ (aus der Einleitung).

Das Buch enthält eine Darstellung der Studentenbewegung, der Bewegung der Lohnabhängigen und der Schülerbewegung; es enthält darüberhinaus die Beschreibung des kapitalistischen Systems in Frankreich, ein Kapitel über die stalinistische Bürokratie in KPF und CGT sowie zwei Exkurse über anarchistische Bewegungen im bolschewistischen Rußland (Machno, Kronstadt). Wer „objektive“ Information sucht, wird enttäuscht sein: die Autoren geben keine Tatsachenschilderung ohne politische Analyse. Sie wollten kein wissenschaftliches Werk, sondern eine Kritik und Selbstkritik der

Aktionen schreiben, eine Agitationsbroschüre, die als Zünder für ähnliche Bewegungen in der ganzen Welt dienen kann. Die Sprache ist nicht frei von Fremdwörtern und linken Chiffren, aber immer wird versucht, auch schwierige theoretische Überlegungen so auszudrücken, daß sie auch „von Arbeitern und Bauern“ verstanden werden.

Obwohl die Beschreibung der Studentenbewegung nur ein Drittel des Umfangs ausmacht, erfährt man nicht nur Beweggründe und Taktiken des Kampfes, sondern auch die zentralen Probleme der Studenten: Sinnlosigkeit eines Studiums, das doch nur zu weiterer Privilegierung und Ausbeutung führt, scheinbare Unbeweglichkeit der Studentenmassen, starrer Dogmatismus der sogenannten linken Funktionäre, die zur Basis keinen Kontakt mehr haben und sich mit gequälten Aktionen selbst befriedigen. Die Cohn-Bendits zeigen, was dagegen half: Politisierung am Arbeitsplatz, Beschlüsse nur nach langen Diskussionen in Vollversammlungen, danach gemeinsame Aktion.

Darüberhinaus bietet das Buch etwas, das bislang völlig fehlte: eine Auseinandersetzung mit den traditionellen Organisationen der Linken, der Kommunistischen Partei und den Gewerkschaften. Es ist geradezu herzerfrischend zu lesen, wie endlich einmal mit denen abgerechnet wird, die sich für die Träger der Revolution halten. Als sie sehen, daß politische Veränderungen drohen, bremsen sie die Bewegung und geben sich mit Reformen zufrieden, weil die Revolution nicht von ihnen ausgegangen ist. Eine solche Analyse wäre auch in der Bundesrepublik notwendig und nützlich.

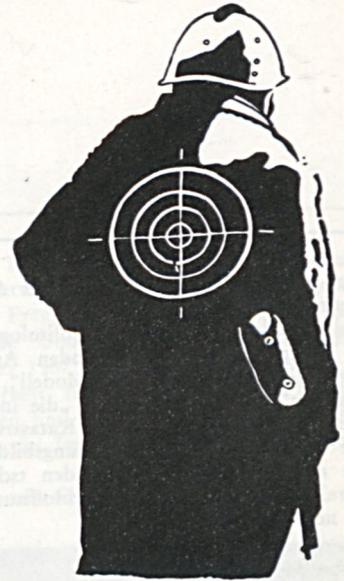
Aus diesem Buch kann man Demokratie lernen. Es ist die wichtigste politische Neuerscheinung des Herbstes.

Kursbuch 13
Hrsgb. H. M. Enzensberger
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1968
203 S., DM 5,—

Sehr viel revolutionäre Ratlosigkeit, sehr viele Ideen. Eine Wirklichkeit, an deren Rand intellektueller Protest passiert. Keine Rede von einer weltumspannenden Bewegung der Studenten.

Mit diesen Stichworten wären die „Ohnmacht der Studenten und die Macht“ angedeutet, um die sich im Kursbuch 13 die diskreten Theorien ranken, und trotz aller Genauigkeit und Emphase bleiben die Thesen Literatur, soziologische Bewertung, Erbauung und Theorie.

Auch „Erfolgsmeldungen“ studentischer Aktivität bleiben, und das merkt man, eine Stufe zu bedeutend vermerkt, wo sie als einzelne beispielhafte Aktionen in aller Herren Länder die Revolution vorbereiten sollen.



Wenn man sich dieses Bewußtsein angeeignet hat, ohne sich einen Mythos revolutionärer Wirklichkeit einreden zu lassen, dann bietet einem das 13. Kursbuch sehr viele einzelne Informationen über studentische Aktivität in vielen Staaten und über das Selbstverständnis der intellektuellen Protestler.

Christian Schmidt-Häuer u. Adolf Müller:
Viva Dubcek
Informationen Sonderband
Verlag Kiepenheuer und Witsch
191 S., broschiert, DM 7,80

„Vier Tage in Prag“, die Überschrift des einführenden Berichts zu der Dokumentation über „Reform und Okkupation in der CSSR“ klingt wie der Titel einer mehr oder weniger unterhaltsamen Erzählung, wie die Schlagzeile eines etwas gelangweilten Reiseberichts in irgendeinem Feuilleton. Heinrich Böll, Augenzeuge bei der Besetzung der CSSR, schrieb als Einführung einen Erlebnisbericht (21. bis 25. August 1968 in Prag), ein Tagebuch mit feuilletonistisch-literarischen Einfällen verziert. Doch was haben Schönschreiberei, Sprachsymbolik, die Jugendwünsche des Autors und die Standarderzählung der Gattin mit Ereignissen zu tun, die nichts mit poetischen Symbolen und Idyllen gemein haben?

Christian Schmidt-Häuer, Journalist, schrieb die Dokumentation über die „Ereignisse“, angefangen beim IV. Tschechoslowakischen Schriftstellerkongreß vom 27. bis 29. Juni 1967 bis zur Moskauer Konferenz vom 3. und 4. Oktober 1968. Schmidt-Häuer faßt chronologisch die Fakten des Demokratisierungsprozesses der sozialistischen Demokratie der CSSR, des Drucks von außen und der Okkupation zusammen. Manchmal eine kurze Vorschau auf kommende Ereignisse oder ein Rückblick, um die Zusammenhänge zu zeigen, manchmal eine eingestreute Frage, manchmal etwas Persönliches, selten etwas Kommentar: Kaum eine kleine Stütze für den Leser, eher eine Anregung zum Nachdenken — der Leser soll sich aus den 123 Seiten Information ein eigenes Bild machen, es wird keine Meinung vorgekaut, auch

wenn stellenweise die Meinung des Autors erkennbar ist.

Adolf Müller, tschechischer Politologe, ist der Verfasser der abschließenden Analyse über „die Quellen“, „das Modell“, „die Menschen“, „die Phänomene“, „die internationalen Zusammenhänge“, die Katastrophe“, „die Hoffnungen“: ein Meinungsbild und eine nüchterne Skizze über „den tschechoslowakischen Fall“ und „die Hoffnungen“, die noch bleiben.

WS

Theun de Vries
DOLLE DINSDAG
Röderberg-Verlag, Frankfurt 1968
320 S., Ln., DM 11,80.

Wenn 1969 die Frage der Aufhebung der Verjährungsfrist für Mord neu diskutiert werden wird — im Hinblick auf die Sühne der Naziverbrechen —, werden viele Stimmen wieder da sein: Eiferer und Bedächtige, Antifaschisten und Vaterländische streiten sich um die Gerechtigkeit, Emotionen kämpfen mit juristischen Spitzfindigkeiten. Erinnern und Vergessen sind immer noch Kampfrufe starrer Ideologien.

Nicht frei von Ideologie ist auch das vorliegende Buch des niederländischen Schriftstellers Theun de Vries. Fünf Erzählungen aus einem holländischen KZ wollen mit „Wahrheit und Dichtung, Pamphlet und Reportage“ dem Leser die schrecklichen Erlebnisse jener Jahre zum Bestandteil eigener Erinnerung wachsen lassen. Eine ungekünstelte Sprache hilft dazu, das Unglaubliche faßbar zu machen. Aber sie liest sich zu flüssig, und man ist zu gespannt auf die nächste Greuelthat der SS.

Darin zeigt sich auch die Ideologie des Buches: Die Leiden des einzelnen Menschen erzeugen kein Verständnis. Nur ein dumpfes Haßgefühl gegen die „Moffen“, gegen die Barbaren von Führers Gnaden macht sich breit. Der Leser sieht den Antifaschisten und Freiheitskämpfer, den, der scheitert, weil er willenlos ist und träumt („Die Siegesymphonie“), und den, der mit eisernem Willen die Freiheit erreicht, weil er „da draußen noch etwas zu erledigen hat“, bevor die „Moffen“ untertauchen („Die Flucht“).

Die Bücher von Theun de Vries sind in der

DDR anscheinend sehr beliebt. Sie wollen zur Einsicht bringen, daß sich nichts Ähnliches wiederholt. Das ist schön gesagt. Denn Theun de Vries kann keine Einsicht vermitteln, da er meistens von tapferen und sensiblen Widerstandskämpfern und sadistischen „Moffen“ spricht. Dieses schwarz-weiße Bild wird von den harten Buchillustrationen nur noch verstärkt. De Vries kann nur anklagen, aber nicht richten. Seine Emotionen bestärken den Leser im Glauben, daß es endlose Sühne, also endlosen Kampf geben müsse.

Die Erkenntnis, daß für Mord keine Verjährung der Strafverfolgung eintreten dürfe, kann jedoch aus einem solchen Buch — und mag es noch so interessant sein — nicht kommen. Wir sollen nicht vergessen, aber keinen Haß predigen.

eb

Schallplatte

The Small Faces
Ogdens Nut Gone Flake
Immediate SMIM 74 442
Preis: DM 19,00.

Schon äußerlich fällt die Platte vollständig aus dem Rahmen des Gewohnten. Die Plattenhülle ist rund und läßt sich in vier zusammenhängende Teile auseinanderklappen, die andere Seite zeigt irre-verzerrte Schwarz-Weiß-Fotos der Gruppe.

Die großartige Aufmachung aber ist nur ein kleines Vorspiel dessen, was die Platte musikalisch bietet. Was sich in der letzten Single der Small Faces ankündigte, ist hier auf die Spitze getrieben und vollendet worden: Die Gruppe hat ihren eignen Psychedelic-Sound gefunden. Die Stücke reihen sich nicht einfach aneinander, sie gehen fast ohne Zwischenräume ineinander über. Der hervorragende Schlagzeuger Kenny Jones zeigt sein Können in „Rene“ und „Afterglow“. Mit „Ogdens Nut Gone Flake“ und „Long Agos and Worlds Apart“ sind auch zwei typische LSD-Nummern vertreten, wie man sie von den Pink Floyd und Mothers of Invention her kennt. Am Schluß der Vorderseite hört sich der konventionellen Single-Hit „Lazy Sunday“ ganz bürgerlich an.

Die Rückseite ist die Vertonung eines Märchens, dessen Titelmelodie „Happiness Stan“ heißt. Der Erzähler des Märchens wird dann und wann von Musiknummern unterbrochen, in denen die Small Faces endültig von dem traditionellen Beat abgehen („Rollin' Over“, „The Journey“).

Die Platte beweist, daß es Steve Marriott, Plonk Lane, Inan Mc Lagan und Kenny Jones gelungen ist, ihren Stil zu finden. Wenn auch teilweise die Texte zu wünschen übrig lassen, hat man hier eine der großen Post-Pepper-Platten vor sich.

dh



Fischer-Bücherei, Frankfurt/M.
Neuerscheinungen Dezember 1968

- | | | | |
|-----|--|-------------|--|
| 942 | Katherine Anne Porter: Fahles Pferd und fahler Reiter (Erzählungen) | 955 | Werner Betz: Wörterbuch der deutschen Sprache 1 (Originalausgabe) |
| 943 | Rudolf Hagelstange: Zeit für ein Lächeln (Heitere Prosa) | Januar 1969 | |
| 944 | Robert Wolfgang Schnell: Das Leben ist gesichert (Erzählungen) | 959 | Uwe Johnson: Das dritte Buch über Achim |
| 945 | Dieter Steland (Hrsg.): Interpretation 5. Französische Literatur I (Originalausgabe) | 961 | Margarethe Donath (Hrsg.): Japan erzählt (Originalausgabe) |
| 946 | Dr. Julius Bernheim: Ärzte kochen besser | 963 | Dieter Steland (Hrsg.): Interpretation 6. Französische Literatur II |
| 947 | Herbert von Borch: Amerika die unfertige Gesellschaft | 964 | Lutz Lehmann: Legal & Opportun. Politische Justiz in der Bundesrepublik |
| | | 966 | Reihe „Informationen zur Zeit“ |
| | | FGW 26 | Jean Guittou: Dialog mit Paul VI. |
| | | | L. Bergeron, F. Furet, R. Koselleck (Hrsg.): Das Zeitalter der europäischen Revolution |

Iratsch

Es ist eine würdelose Zeit heutzutage, und ein Professorenwort gilt — leider — nicht mehr viel.

99,9% aller Fakultätsmitglieder seien für die Beibehaltung der Vorlesung „Prinzipien und Eigenschaften elektrischer Maschinen“, versicherte Prof. Jötten bei einem Glas Bier im Schloßkeller. Ein überwältigendes Votum — für all die, die die Realitäten nicht kennen. „In der Kommission für Lehrbetrieb“, wandte der Fachschaftsleiter ein, „befürwortet nur ein einziger Professor diese Vorlesung!“ Und immer noch zwischen Wunsch und Wirklichkeit schwebend, die treuherzige Antwort des Professors: „Ich weiß, die Kommission ist etwas ungünstig zusammengesetzt.“

Eigenwillige Vorstellungen von der Bedeutung von Senatsbeschlüssen entwickelten die Professoren Laugwitz, Gaede, Piloty, Oppelt und Wedekind, die zusammen die Senatsunterkommission für Informatik bildeten. Nachdem der Unterausschuß am 7. Oktober vom Senat mit dem Bemerken eingesetzt worden war, die ganze Angelegenheit sei eilig, dauerte es gut drei Wochen, bis die Mitglieder zum ersten Mal zusammenkamen. Eine Woche darauf, am 5. November, verkündete Prof. Piloty der Darmstädter Presse, der Unterausschuß werde bald die ersten Arbeitsergebnisse vorlegen, wobei er freilich übersah, daß über diese Ergebnisse erst die Senatshauptkommission für Informatik entscheiden mußte und diese Hauptkommission erst am 25. November sich konstituieren würde. Vielleicht rührte die Gewissheit, daß sie zu denselben Ergebnissen kommen würde wie die Unterkommission, von der Tatsache her, daß die Hauptkommission aus der Unterkommission bestand, lediglich erweitert durch je zwei Studenten und Assistenten, und einen Nichtordinarius, die sich notfalls überstimmen ließen.

Auf die Dauer vermochte selbst der Senat die Existenz dieses seltsamen Unterausschusses nicht zu rechtfertigen. Am 11. Novem-

ber wurde die Kommission wieder aufgelöst. Tags darauf, die Einladungen zur zweiten Sitzung sollten gerade geschrieben werden, erfuhr Prof. Piloty von dem Beschluß; noch am selben Tage traf er sich mit Rektor Brader zu einem einstündigen Gespräch. Ergebnis: die Einladungen wurden nicht geschrieben.

Er habe gehört, erkundigte sich am 14. November ein Student bei Prof. Laugwitz, die Unterkommission wolle trotz Senatsbeschlusses am 15. noch einmal zusammenkommen? Das sei richtig, erklärte ihm Prof. Laugwitz. Natürlich handele es sich um kein offizielles Treffen, es habe mehr privaten Charakter — es seien nicht einmal schriftliche Einladungen verschickt worden! Und was den Zweck dieses Treffens angehe (es dauerte allerdings zehn Minuten, bis Prof. Laugwitz sich mit Prof. Piloty darüber telefonisch „abgestimmt“ hatte): „Der Ausschuß tritt lediglich zusammen, um sich aufzulösen.“

Die Türen des Hörsaals abschließen ließ Prof. Scherzer am 19. November, weil ihn das dauernde Zu-spät-Kommen und Zu-früh-Gehen seiner Hörerschaft störte. Rückschlüsse auf die Qualität seiner Vorlesung wollte er aus dieser Massenbewegung nicht ziehen. Draußen vor dem Hörsaal versuchte Oberkustos Schnabl aufgebracht Studenten mit dem Hinweis zu beruhigen, der Chef sei Bayer, das sei nun mal seine impulsive Art.

Der lästige Papierkrieg bei der Einschreibung und der Rückmeldung werde bald wegfallen, versicherte Rektor Brader den Neumatrikulierten in seiner Begrüßungsansprache; die Hochschule prüfe gerade, wie sich diese Formalitäten durch den Einsatz von datenverarbeitenden Maschinen vereinfachen ließen.

Dasselbe hätte Rektor Küntzel 1964 sagen können: damals beschäftigte sich Prof. Bosse mit diesem Problem. Dasselbe hätte Rektor Klein 1965 sagen können: da hatte Prof. Piloty die Aufgabe übernommen. Dasselbe

hätte Rektor Marguerre 1966 sagen können: da hatten zwei Studenten darum gebeten, diese Frage in einer Studienarbeit lösen zu dürfen. Und dasselbe hätte auch Rektor Schultz 1967 sagen können: da war die Studienarbeit fertig, für sehr gut befunden worden und ruhte nun in einer der Schubladen des Instituts für Nachrichtenverarbeitung.

Dort ruht sie noch heute.

Prädikat
ZUNGENMILD

EXCLUSIV
Tobacco

von DM 2,- bis DM 6,-

Gratisprobchen durch EXCLUSIV TOBACCO
83 Landshut, Postfach 568

Nur ab und zu holt man sie heraus, schreibt sie ein wenig um und überlegt, an welchen Professor man sie weitergeben kann, damit der (oder seine Assistenten) sich erneut in das Problem einarbeiten muß — sonst ginge womöglich den Rektoren in den nächsten fünf Jahren der Stoff aus, wenn sie wieder einmal darauf hinweisen wollen, wie reformfreudig die Technische Hochschule zu Darmstadt ist.

CITY

Spielzeiten: 18.45 und 21.00 Uhr

13. 12. 1968

Oh Darling, was für ein Verkehr
mit Julie Christie

3. 1. 1969

Was kommt danach
mit Orson Wells

21. 1. 1969

Romeo und Julia

mit Margot Fonteyn und R. Nurejew

24. 1. 1969

Lebenszeichen

Der Regisseur Werner Herzog ist am
24. 1. persönlich anwesend

BELIDA

Spielzeiten: 18.15 und 20.30 Uhr

21. 12. 1968

Giganten

mit James Dean

Filmfestival (ab 17. 1. 1969)

mit Spitzenfilmen der neuen Filmkunst

Anzeige

Kalender

Einem „on dit“ zufolge . . .

. . . meinte ein Mitglied des Studentenvorstandes, Prof. Kade sei mitsamt seiner neu eingerichteten Wohnung im Studentendorf in fünf Jahren abgeschrieben.

*

. . . brauchte ein Maschinenbauer vierzehn Semester, um festzustellen, daß ein Rauschgenerator nichts mit Alkohol zu tun hat.

*

. . . füllt Prof. Oppelt in den linken Schenkel von U-Rohren Vakuum, und in den rechten gibt er Druck.

*

. . . wollen verschiedene fortschrittliche Kommilitonen in die Goldene Kette des Rektors auch einige studentische Glieder einfügen.

*

. . . würden sich deshalb manche Kommilitoninnen benachteiligt fühlen.

*

. . . ist AstA-Vorsitzender Cobler ein Übel, aber ein kleines.



Zu einer Auseinandersetzung über die Gestaltung der Erstsemesterbegrüßungsveranstaltung (ESeBeV) kam es auf eben derselben. Radikale Studenten forderten: Diskussion statt schöner Reden. Es dauerte eine Viertelstunde, bis Cohn-Rektor Schultz (links) für Rektor Brader (rechts) das Mikrophon freigeekämpft hatte und dieser seine Ansprache verlesen konnte.

30. 11.–24. 12. Weihnachtsmarkt
 11. 12. **Filmkreis:** Sonderveranstaltung
 12. 12. **ESG:** Dr. Lüders, Frankfurt: „Lern- und Leistungsstörung bei Studenten“, ESG-Zentrum, Schloß, 20 Uhr
 13. 12. **ESG:** Arbeitskreis „Hochschuldiktat“ mit Prof. Gamm u. a., ESG-Zentrum, Schloß, 20 Uhr
 14. 12. **Schloßkeller:** Bazon Brock, der Größte, kommt nach Darmstadt
 14./15. 12. **ESG:** Studientagung im Evang. Jugendzentrum Kloster Höchst/O.: „Heil und Heilung“ – Psychologie und Glauben
 18. 12. **Filmkreis:** Tati's Schützenfest (Jacques Tati, Frankreich 1947)
 24. 12. Heilig Abend
 25. 12. Kein Heilig Abend
 31. 12. Sylvester
 8. 1. **Filmkreis:** Es (Ulrich Schamoni, Deutschland 60)
 15. 1. **Filmkreis:** Protest (Karel Reisz, England 1967)
 18. 1. **Stadthalle:** IV. Konzert für die Jugend (Sonatenabend) 19.15 Uhr
 21. 1. **KSG:** Prof. Dr. Vossius, Frankfurt: Was ist biologische Kybernetik? KSG-Zentrum, 20 Uhr
 22. 1. **Filmkreis:** Mord und Totschlag (Volker Schlöndorff, Deutschland 1967)
 29. 1. **Filmkreis:** Der Fremde im Zug (Alfred Hitchcock, USA 1951)

Für Januar und Februar hat der **Schloßkeller** folgende Veranstaltungen geplant:

Ausstellung:

Ali Schindehütte, Berlin
 Peter Schnatz, Mannheim

Konzert:

Free Jazz mit Peter Brötzmann (Sextett)

Folksong:

Christopher Stählin u. Michael Wachsmann

Lesung:

Jürgen Billich (mit Dias)

Pantomime:

Helfrin Foron

Die Mittwochveranstaltungen des **Filmkreises** finden im Wilhelm-Köhler-Saal um 16.00, 18.00 und 21.00 Uhr statt, wenn nicht anders bekanntgegeben.



THEATER

Orangerie

Carl Orff: „Prometheus“

Oper

D. F. E. Daniel Auber: „Fra Diavolo“

Operette von Carl Zeller:

„Der Vogelhändler“

Operette von Johann Strauß:

„Die Fledermaus“

Richard Strauß: „Der Rosenkavalier“

Schauspiel

Friedrich Schiller: „Don Carlos“

Carl Sternheim: „Die Kasette“

Bertolt Brecht: „Die Antigone des Sophokles“ nach der Hölderlinschen Übersetzung

Edward Estlin Cummings: „Him“

Jean-Paul Sartre: „Die Eingeschlossenen“

Stadthalle

Oper

Engelbert Humperdinck:

„Hänsel und Gretel“

Märchen

Wilhelm Hauff:

„Das Märchen vom falschen Prinzen“

Stadtkirche

8. Dez.: 1. Chor-Orchester-Konzert

Charpentier: Magnificat

J. S. Bach: Magnificat

Theater im Schloß

Peter Handke:

„Weissagung/Selbstbezeichnung“

Eugène Ionesco: „Szene zu viert“

Eugene O'Neill: „Hughie“

Dino Buzzati: „Allein zuhause“

Bertolt Brecht:

„Furcht und Elend im dritten Reich“

Stadthalle

Symphonie-Konzerte

5. und 6. Januar

Britten:

4 Seebilder aus Peter Grimes op. 33 a

Mozart: Symphonie C-Dur KV 425

Berlioz: Phantastische Symphonie op. 14

2. und 3. Februar

Bartók: Der wunderbare Mandarin

Walton: Violincellokonzert

Brahms: 1. Symphonie c-moll op. 68

Studenten erhalten für alle Veranstaltungen (außer Premieren, Symphoniekonzerte am Montag und Sonderveranstaltungen) der Platzgruppen II-V ca. 50% Preisermäßigung. Vorbestellungen nimmt die Geschäftsstelle des AstA entgegen und informiert über sämtliche Veranstaltungen, Kassenpreise, Theater- und Konzert-Abonnements etc.

*Schauspiel * Oper * Konzert*

DAS LANDESTHEATER DARMSTADT

lädt zu seinen Veranstaltungen in Orangerie, Stadthalle und Theater im Schloß.

Studenten bis zu 50 % Preisermäßigung!

Kartenvorbestellungen beim AStA oder bei der Theater-Tageskasse, Telefon 122323 u. 122343
Abonnements-Neuanmeldungen für die Spielzeit 1968/69 nimmt ab sofort
die Mietabteilung entgegen.

**»REISEBÜRO DARMSTADT«
LUISENPLATZ 1**

TEL: 70321 TEL: 77282

IN BENSHEIM: BAHNHOFSTRASSE 14 TEL: 06251/2291

Christa Oppel

Schreib- u. Übersetzungsbüro

Dissertationen
Diplomarbeiten
—
DARMSTADT
Parcusstraße 11
Telefon 76358

**WIPRO ⁶⁸/₆₉
IST DA!**

mit zünftigen Skireisen
preiswerten Sammelfahrten
und Flügen
internationalen Wochenprogrammen
Studienreisen
USA-PROGRAMMEN

Fordern Sie bitte das neue Programmheft an bei
Deutscher Studenten-Reisedienst

Auslandsstelle

des Deutschen Bundesstudentenringes
53 Bonn, Dietkirchenstraße 30
oder bei

STUDENTENREISEN DARMSTADT
Alexanderstraße 22

kurz gesagt:
Studenten reisen mit Studenten



So
leben
moderne
Menschen

... sauber, hygienisch, ohne Rauch, Ruß und Asche,
in behaglich warmen Räumen. Ohne eine Hand zu
rühren, vollkommen automatisch erfolgt das
Aufladen der Heizgeräte mit verbilligtem Strom –
nachts und auch am Tage. Die Wärme wird im
Kern der Geräte gespeichert und nach Bedarf,
für jede gewünschte Raumtemperatur entnommen.

**Elektro-
Speicher-
Heizung**



**HESSISCHE
ELEKTRIZITÄTS -AG**

